

Die große Gruselserie von Jason Dark

Adelige Blutsauger

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Adelige Blutsauger

John Sinclair Nr. 503

von Jason Dark

erschienen am 23.02.1988

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Adelige Blutsauger

Der biegsame Ast schlug gegen meine Stirn wie der blitzschnell geführte Schlag einer Peitsche.

Für Sekunden bestand mein Blickfeld aus einem grauen Wirrwarr. Ich wuchtete mich zurück. Hinein in sperriges Buschwerk, bestehend aus Armen, Händen und Krallen.

Er war von oben gekommen.

Ein Mann, ein Riese, eine wahre Kampfmaschine, mehr Monster als Mensch, gelbgrün aussehend, mit einem Gesicht, das überhaupt keines war, nur eine blasse Fläche innerhalb der Düsternis dieses verfluchten, fast dschungelähnlichen Waldes.

In den Händen hielt er ein machetenähnliches Schwert. Er warf sich vor, und die Klinge sauste auf mich nieder.

Ich schoß im Liegen.

Die Waffe hatte ich in der Hand gehalten. Das Geschoß raste aus dem Lauf und bohrte sich in den massigen Körper. Eine rote Wolke entstand vor der Brust, dann brach die Gestalt zusammen.

Ich aber blieb liegen, ruhte mich aus. Mit der freien Hand klammerte ich mich an einem Ast fest, der Herzschlag beruhigte sich nur langsam. Dieser Angriff hätte ins Auge gehen können.

Nach einigen Sekunden richtete ich mich auf. Mücken umschwirrten mich, es war feucht. Über dem Land hatte die Hitze gelastet.

Jetzt, gegen Abend, war die Sonne zwar verschwunden, aber die Schwüle hätte zugenommen und machte mir zu schaffen.

Der Kampfanzug klebte am Körper. Er war bestückt mit klebrigen Blättern, Dornen und Disteln, die ich bei meinem Weg durch den dichten Wald losgerissen hatte.

Ich kam mit einiger Mühe wieder auf die Beine. Unter meiner Schädeldecke wollte das taube Gefühl noch immer nicht weichen.

Von meinem Gegner brauchte ich nichts mehr zu befürchten, das Geschoß hatte ihn buchstäblich zerfetzt.

Ich trug eine Waffe bei mir, die neu entwickelt worden war. Eine kurzläufige MPi mit ungemein schneller Schußfolge und versehen mit einem Lasersuch- und Zielgerät.

So bewaffnet kam ich mir vor wie Rambo. Ich mußte mich auch durch eine feindliche Umwelt schlagen und alles aus dem Weg räumen, was sich mir in den Weg stellte.

Neben ihm blieb ich stehen. Viel war von ihm nicht übriggeblieben. Mein Geschoß hatte auch die Drähte in seinem Innern zerstört. Sie waren zu Klumpen zusammengeschmolzen.

Mich hatte kein *Mensch* killen sollen, sondern eine ferngelenkte Puppe, einer dieser Gegner, die überall auftauchen konnten. In der Zentrale hockte irgendein freundlicher Mensch vor dem Monitor, beobachtete und steuerte auch. Man hatte mir den Schwierigkeitsgrad drei gegeben, den höchsten. Ich sollte mich zum Camp durchschlagen.

Was dahintersteckte, wußte ich auch nicht. Angeblich war der Befehl von ganz oben gekommen. Man hatte mir kaum Zeit gelassen, meine Sachen zu packen. Mit einem Hubschrauber war ich zur schottischen Grenze geflogen, zu einem militärischen Übungsgelände, durch das ich dann gescheucht wurde.

Mit meinen hohen Schnürstiefeln trat ich in die Reste meines Gegners hinein. Das war immerhin der vierte, den ich erledigt hatte, und bis zur Zentrale konnten noch einige Überraschungen auf mich warten. Die kurzläufige MPi hielt ich in der rechten Hand. Das Schwert war natürlich nicht echt gewesen, eine Attrappe, es hätte mich auf keinen

Fall tödlich verletzen können.

Ein Zeitlimit war mir ebenfalls gesetzt worden. Um 21.00 Uhr mußte ich das Camp erreicht haben. Wenn nicht, hatte ich den Kampf verloren, auch wenn ich noch lebte.

Ich wußte, in welcher Richtung mein Ziel lag, mehr aber auch nicht.

Immer nach Norden, das war alles.

Momentan konnte ich wählen. Entweder ging ich den schmalen Waldweg weiter, oder ich lief über eine Lichtung den Hang hoch.

Daß sie überall lauerten, stand fest. Ich beschloß, im Tal zu bleiben, wo Farnkraut, Buschwerk, Unterholz und vom Orkan umgerissene Bäume ein nicht abreißendes Hindernis bildeten.

Die Gegend war feucht. Es gab einfach zu viele kleine Seen, Tümpel oder Teiche. Dementsprechend weich war auch der Boden. Er kam mir vor wie ein Teppich.

Alte Bäume krallten sich in der Schräge des Hanges fest. Manchmal sahen sie aus, als würden sie mir entgegenkippen. Ich war sehr aufmerksam, stand unter Spannung und erwartete jeden Augenblick einen neuen Gegner. Der letzte war aus dem Geäst eines Baumes gefallen, wo lauerte der folgende? Vielleicht in der Erde versteckt?

Damit mußte ich auch rechnen. Fallen waren überall aufgebaut worden. Sogar querliegende Baumstämme konnten dazu werden.

Durch das Blattwerk der Bäume sickerte nur wenig Licht. Wenn es den Boden erreichte, entstanden grüngelb schimmernde Reflexe. In den letzten Minuten war ich ein ziemliches Stück weitergekommen, ohne daß etwas passiert wäre.

Bis sie plötzlich da waren.

Zwei Gestalten sprangen hinter den Bäumen hervor. Sie hielten ihre Gewehre bereits schußbereit in den Händen und trugen braune Anzüge, die sie ausgezeichnet tarnten.

Ich war trotzdem schneller.

Bevor sie noch schießen konnten, war ich bereits auf die Knie gefallen. Ein Baumstumpf bot mir die nötige Deckung. Über seine Fläche feuerte ich hinweg.

Ich schwenkte dabei die Waffe.

Die Puppen begannen zu tanzen, als sie von den Kugeln durchgeschüttelt wurden.

Ein kurzer Feuerstoß hatte gereicht, um die mechanischen Killer außer Gefecht zu setzen.

Ich stieg über den Baumstumpf hinweg und sah sie liegen. Wieder hatte ich gewonnen und die Killer zerstört, die einmal von Steuergeldern gebaut worden waren.

Ich hörte das leise Lachen aus dem Lautsprecher meines Sprechfunkgeräts, das in einer Tasche meiner Kampfjacke steckte. Dem Lachen folgte eine Stimme, die auch den entsprechenden

Kommentar abgab.
»Nicht schlecht, Sinclair, aber Sie sind nicht in der Zeit!«
Ich holte das Gerät hervor, wollte eine Antwort geben, als es geschah. Diesmal reagierte ich nicht schnell genug. Ich hörte noch über mir das Rascheln, hob den Kopf, dann war das zimmergroße Netz schon da und fiel über mich. Ich taumelte zur Seite, wollte mich auch befreien, was mir leider nicht gelang.
»Reingefallen, Sinclair. Man soll sich eben nicht zu sehr ablenken lassen…«
Ich hätte mich sonstwo hintreten können, ich war gefangen. Dann kamen sie.
Sie waren wie die Ratten.
Der Wald um mich herum wurde lebendig. Mindestens sechs künstliche Gegner erschienen aus dem Unterholz, und die Stimme im Funkgerät tröstete mich voller Spott.
»Keine Sorge, Sinclair. Die meisten sind nur bis hierher gekommen. Nur sehr wenige haben es geschafft. Sie können Ihre Waffe jetzt loslassen. Die Schlacht ist geschlagen.«
Nicht nur in der Theorie, auch in der Praxis. Durch die Lücken im Netz erkannte ich den Mann, der diesmal keine Puppe war. Ein breitschultriger Typ im Kampfanzug. Bärtig und verwegen aussehend wie ein Revoluzzer. Er blieb neben mir stehen und grinste, bevor er sich nach unten beugte und die Maschen so weit löste, daß eine genügend große Lücke entstand, durch die ich kriechen konnte.
Der Bärtige hielt mir sogar die Hand hin. »Mein Name ist Kelso. Nur Kelso.«
»Sind Sie hier der Obermacker?«
»So ungefähr.«
Ich nahm seine Hand nicht, schwang mich aus eigenen Kräften aus dem Netz und sah zu, wie die Gegner verschwanden. Auf Gleitbahnen zogen sie sich in ihre Deckungen zurück.
»Ihr arbeitet auch mit allen Tricks«, beschwerte ich mich.
Kelso hob die Schultern. »Damit muß man im Leben immer rechnen, Sinclair.«
»Ich werde aber nicht als Söldner in den Dschungel geschickt.«
Der Bärtige hob die Schultern. Er war ein Klotz von Mann, aber ohne fett zu sein. Kelso war durchtrainiert bis in die Zehenspitzen.
Wo der zuschlug, wuchs bestimmt kein Gras mehr. »Als Söldner sehen wir uns auch nicht. Wir arbeiten für das Kingdom.«
»God save the Queen«, bemerkte ich und kletterte aus der letzten Masche. »Wissen Sie, ich frage mich nur, aus welch einem Grund man mich hergeholt und über diese komische Kampfbahn gescheucht hat. Das will mir einfach nicht in den Kopf.«
»Da bin auch ich überfragt.«

»Sie kennen den Grund nicht?«
»Nein.«
Ich sah ihn an, daß er log.
»Sie dürfen nichts sagen, Kelso.«
»Vielleicht.«
»Also hat man mich nicht aus Spaß durch das Gelände gejagt.«
»So ist es.«
»Wer kann mir mehr darüber sagen?«
»Wir werden jetzt zum Camp zurückgehen. Ich glaube, dort werden Sie mehr erfahren.«
»Würde mich freuen.«
Kelso setzte sich per Walkie-talkie mit seinem Hauptquartier in Verbindung. »Ihr könnt das Gebiet reinigen, wir kommen jetzt zurück.«
Ausdrücke hatten diese Leute, das war schon außergewöhnlich.
Bei diesem schwülen Wetter hatte ich keinen großen Bock auf einen langen Rückmarsch. Der blieb mir auch glücklicherweise erspart, denn Kelso führte mich zu einem Jeep modernster Bauart, der so leicht in keinem Gelände steckenblieb.
Natürlich konnte er nicht über gekippte Baumstämme fahren, aber er fand seinen Weg durch das Unterholz und schaufelte es förmlich zur Seite, bis wir einen pistenähnlichen Pfad erreichten, auf dem es von Schlaglöchern nur so wimmelte.
Bei vollem Magen hätte ich rückwärts gegessen. Ich klammerte mich am Haltegriff fest, jedes Schlagloch spürte ich unter der Schädeldecke. Dabei duckte ich mich noch, um von tiefhängenden Ästen nicht erwischt zu werden.
Wie durch ein kleines Wunder änderte sich das Bild der Natur.
Plötzlich lag der Wald hinter uns. Es öffnete sich ein kleines Tal, Berghänge umgaben es an beiden Seiten. Unten im Tal standen die Baracken des Camps.
Scheinwerfer streuten ihr Licht. Hinter den Fenstern war es ebenfalls hell. Ich sah einige Militärwagen, aber auch zivile Fahrzeuge unter den Dächern eines Carports stehen.
Soldaten sah ich keine. Es gab nicht einmal einen Schlagbaum.
Mich interessierte auch nicht so sehr das Camp, als vielmehr die nahe Umgebung. Mein Blick glitt rechts an der Bergflanke hoch, wo auf der Spitze ein graues Gemäuer stand. Noch hob es sich vom Dämmerlicht ab. Ich identifizierte es als eine Burg.
Sie stand dort oben wie ein steinerner, stummer Wächter. Auf mich machte sie einen bedrohlichen Eindruck.
Kelso lenkte den Wagen bis vor die größte Baracke. Wahrscheinlich befand sich in ihr das Hauptquartier.
»Sie können aussteigen, Sinclair. Für Sie ist der Job zunächst einmal

beendet.«

»Zunächst?« fragte ich nach.

»Ja.« Sein Bart bewegte sich, als er grinste.

Ich kam mir ein wenig auf den Arm genommen vor. Hier schienen alle Bescheid zu wissen, nur mich hatte man ins kalte Wasser geworfen, damit ich schwimmen lernte.

Der Kampfanzug war verdreckt. Die Unterwäsche klebte auf der Haut. Ich sehnte mich nach einer Dusche.

Kelso ging vor. Er öffnete mir sogar eine Tür und ließ mich eintreten. Wie in allen Camps konnte man eines nicht erwarten, Gemütlichkeit. Der Gang war kahl, die Lampen billig, sie gaben aber genügend Licht. Kelso ging wieder vor.

Als er stehenblieb, klopfte er zweimal hart gegen eine Tür, hörte eine Antwort von innen und öffnete.

»Alles klar, Captain?«

»Yes, Sir!«

»Dann lassen Sie Sinclair mal kommen.«

»Er ist hier, Sir!« Kelso trat zur Seite, damit ich an ihm vorbeigehen konnte.

Ich betrat ein spartanisch eingerichtetes Büro. Ein Schreibtisch, Aktenschrank, Stühle, mehrere Telefone und zwei Männer, die mich anschauten. Einer von ihnen trug die Uniform eines Commanders.

Er war etwas älter als ich, ein drahtiger Knabe mit glatter, sonnenbrauner Gesichtshaut. Er wirkte wie ein Mann, der ständig auf dem Sprung steht.

Seinen Namen kannte ich nicht. Dafür aber den Namen des anderen Gentleman um so besser.

Es war Sir James Powell, mein Chef, seines Zeichens Superintendent bei Scotland Yard.

»Da sind Sie ja, John«, sagte er. Die Eulenaugen hinter den dicken Brillengläsern zogen sich zusammen. »Sie haben sich ja nicht gerade wie ein Held verhalten.«

»Ich habe auch nie behauptet, einer zu sein, Sir. Aber darf ich vielleicht mal erfahren, weshalb Sie mich das kleine Training am Abend haben machen lassen. Und dazu in einer Gegend, in der sich Füchse und Hasen gute Nacht sagen?«

»An diese Gegend werden Sie sich gewöhnen müssen, John!«

»Wollen Sie mich hier schleifen? Sie kennen ja meine Einstellung zu gewissen Militärs. Lieber Gitarren als Knarren, sage ich immer.«

Sir James nickte, während der Commander leicht zusammenzuckte. Mit solchen Leuten bin ich noch nie gut ausgekommen.

»Gehen Sie erst einmal duschen, John. Ihre Zivilkleidung habe ich auch bereitstellen lassen.«

»Wie nett.«

»Kelso wird Ihnen den Weg zeigen.«
Der Captain legte eine Hand auf meine Schulter. »Kommen Sie, Sinclair, die Dusche wartet.«
»Wenigstens etwas, auf das man sich freuen kann«, erwiderte ich und folgte ihm…

***

Es war eine Dusche für fünfzehn Leute. Unter der Decke hingen die Brausetassen nebeneinander. Die Fliesen waren graugrün und zum Glück rutschfest. Das Wasser tat mir gut. Heiß prasselte es auf meinen nackten Körper.
Nach dem Abtrocknen ging ich in den Vorraum, wo meine Sachen bereitlagen und Kelso wartete. Er starrte zu Boden, als ich mich anzog.
»Haben Sie was?« fragte ich.
»Eigentlich nicht, aber hier ist eine große Scheiße passiert. Deshalb haben wir Sie kommen lassen.«
»Und durch das Gelände gehetzt.« Ich schloß die Knöpfe meines senfgelben Hemdes.
»Das war nicht meine Idee!«
»Wessen dann?«
»Fragen Sie Ihren Chef.«
Ich stopfte das Hemd in die Hose. »Kelso, irgendwas stimmt hier nicht. Was soll das Getue?«
»Ich bin nur ausführendes Organ und kein Planer.« Er stand auf und reckte sich. »Wir sehen uns später«, sagte er.
»He, warten Sie mal.«
An der Tür drehte er sich um. Jetzt sah ich, daß er gelbliche Pupillen besaß. »Was ist denn?«
»Ich habe das Gefühl, hier länger bleiben zu müssen.«
Er hob die Schultern. »Das liegt an Ihnen.«
»Wieso?«
»Wie schnell Sie mit Ihrem Job fertig werden.«
»Ach, so ist das.«
»Sicher.« Er ging, ohne noch ein Wort zu sagen. Ich war mit meinen Gedanken und Vermutungen allein.
Sosehr ich auch nachdachte, ich kam zu keinem Resultat. Da man mich hergeholt hatte, um eine Arbeit zu verrichten, mußte ich davon ausgehen, daß ich es mit irgendwelchen Dingen zu tun bekam, die nicht gerade normal waren.
Das heißt, hier würden mir bestimmt Dämonen und ähnliche Geschöpfe begegnen.
Sogar meinen Einsatzkoffer hatten sie in den Vorraum gestellt. Ich öffnete ihn und fand meine Waffen darin. Sogar den Bumerang und die Eichenbolzen verschießende Druckluftpistole.

Den Kampfanzug ließ ich liegen, verstaute im zweiten Koffer nur meine Unterwäsche und machte mich wieder auf den Rückweg. Das Büro war nicht schwer zu finden.

Sir James und der Commander warteten auf mich. Sie hatten sich etwas zu Trinken genommen. Mein Chef natürlich wieder sein kohlensäurefreies Wasser.

Ein dritter Stuhl war ebenfalls vorhanden. Ich zog ihn zu mir heran und nahm Platz.

»Fühlen Sie sich jetzt besser, John?« fragte Sir James.

»Ja, aber nicht hundertprozentig. Ich komme mir vor wie jemand, der im Vakuum schwebt.«

»Das kann ich verstehen.«

»Dann pumpen Sie mal Luft in das Vakuum.«

»Möchten Sie etwas trinken?«

»Ja, Wasser.«

Es stand bereit. Ich brauchte es nur von dem fahrbaren Wagen zu nehmen. Das hohe Glas füllte ich fast bis zum Rand und leerte es dann halb. Jetzt kam Sir James auch zur Sache. »Darf ich Ihnen Commander Stratton vorstellen, John?«

»Angenehm.«

Stratton nickte nur. Dann sagte er: »Sie können sich vorstellen, daß wir hier gewisse Probleme haben, sonst hätten wir Sie erst nicht zu bemühen brauchen.«

»Das denke ich auch. Um was geht es?«

Als Stratton sprechen wollte, war Sir James schneller. »Um gewisse Vorgänge, für die wir keine Erklärung haben. Wir haben Sie ja nicht umsonst durch das Gelände gescheucht. Wir rechneten damit, daß Ihnen das gleiche widerfahren würde, das einigen anderen Männern schon passiert ist.«

»Und was bitte?«

»Sie sind verschwunden.«

Ich schaute Sir James an und auch den Commander. »Ist das alles, Sir? War das der Grund?«

»Im Prinzip ja.«

»Und da muß ich aus London kommen und…«

»Ja, man hat sich Ihrer erinnert, John. Das Verschwinden der Männer ist nicht normal. Es hat sie auf dieser natürlichen Kampfbahn erwischt. Sie waren plötzlich weg.«

»Und die Suche war erfolglos?« Ich hatte die Frage an den Commander gerichtet.

»So ist es.«

»Meinen Sie denn, daß ich Ihre Soldaten finde?« Ich mußte selbst lachen. »Sie kennen sich hier aus, schieben tagtäglich hier Dienst, kennen das Gelände. Da soll ich…«

»Einen haben wir bereits gefunden«, sagte Stratton.
»Tot?«
»Nicht direkt.«
»Was soll das denn heißen? Verletzt, schwer verletzt oder…«
Sir James hob die Hand. »John, ich kann verstehen, daß Sie sich über die Art und Weise des Transports hierher geärgert haben, aber wir hatten unsere Gründe. Es ist kein Spaß.«
»Das dachte ich mir schon.«
»Wir wollen Sie auch nicht länger im unklaren lassen. Beweise sind immer besser als Worte.«
»Stimmt.« Ich schaute Stratton zu, der sich ebenfalls erhob und seine Uniform glatt zog.
»Ich werde Sie führen«, sagte er.
In kerzengerader Haltung und dabei leicht federnd schritt er vor uns her. Sir James ließ mich vorangehen. Er hatte meinen fragenden Blick bestimmt bemerkt, gab jedoch keinen Kommentar ab.
Der Weg führte uns quer durch die Baracke in einen Sicherheitstrakt. Die Türen öffneten sich nur, wenn der Commander eine Codekarte in vor den Zugängen angebrachte Lesegeräte steckte.
Zellentüren, ohne Gitter, dafür aus grauem Stahl, lockerten den glatten Beton auf. Vor der letzten Tür auf der rechten Seite blieb der Commander stehen.
»Dahinter haben wir ihn eingesperrt.«
»Und er war einer Ihrer Leute?« vergewisserte ich mich.
»Ja, ein Spezialist.«
»Wollen Sie nicht öffnen?« Ich deutete auf die Tür.
Er schüttelte den Kopf. »Das ist mir zu riskant.«
»Sind Sie bewaffnet, John?« fragte Sir James.
»Ja, mit der Beretta.«
»Gut.«
Rechts neben der Tür befand sich eine Metall-Leiste. Drei Knöpfe schimmerten dort.
Der Commander drückte auf den mittleren. Die Tür wich nicht zurück. Dafür öffnete sich in der oberen Hälfte ein kleines Fenster. Das heißt, der Stahl schob sich in einem genau abgemessenen, viereckigen Ausschnitt zurück. Ich sah das dicke Glas und hörte die Stimme meines Chefs.
»Schauen Sie hindurch, John!«
Hinter der Tür war tatsächlich nur eine Zelle. In ihr befand sich eine Pritsche, mehr nicht. Die Betonwände waren nackt und glatt.
Wer einmal in diesem Raum saß, kam aus eigener Kraft nicht mehr raus.
Auch nicht die Gestalt auf der Pritsche. Sie befand sich im Lichtviereck einer Deckenleuchte, aus diesem Grunde war sie für mich

auch so gut zu sehen.

Es war ein Mann in schmutziger, halbzerfetzter Kleidung, der mir den Rücken zudrehte. Der Kampfanzug hatte einmal eine grüne Farbe besessen, jetzt war der braune Schmierfilm eingetrocknet und nur mehr eine krustige Schicht. Der Mann hatte das linke Bein leicht angezogen, das rechte dafür bis an das Ende der Pritsche ausgestreckt.

»Das ist er also«, sagte ich.

»Ja, das ist er.«

»Und?«

Der Commander lachte bitter. »Warten Sie ab, Sinclair, vielleicht rührt er sich.«

Als hätte die Gestalt auf der Pritsche die Worte des Commanders gehört, so durchlief den Körper ein Zucken. Schwerfällig wälzte er sich im nächsten Moment herum.

Zuerst auf den Rücken, wo er für einen Moment so blieb, seine Handflächen flach auf die Pritsche gelegt.

»Gleich werden Sie es sehen, Sinclair!«

Der Mann stemmte sich hoch. Mit langsamen, schwerfällig und schlaftrunken wirkenden Bewegungen. Erst jetzt sah ich die Wunde an seinem Hals und auch der Schulter. Ein Tier mußte sie gerissen haben. Sie war tief, das Blut längst eingetrocknet, die Wunde verschorft.

Der Soldat drehte den Kopf.

Wir starrten uns an. Er mußte mich ebenfalls gesehen haben, denn sein Mund verzog sich zu einem bösen Grinsen.

Das Gesicht besaß kaum noch Farbe. Es war blaß wie ein Leichentuch. Und als er die Zähne fletschte, sah ich auch den Grund. Aus dem Oberkiefer des Mannes wuchsen zwei lange Hauer Vampirzähne.

Der Soldat war ein Blutsauger!

In seinem Gesicht bewegte sich sonst nichts. Er hockte da und starrte auf die Tür. Sogar in seinen Haaren klebten noch einige Blutspritzer. Die Augen glichen leblosen Kugeln, durch das Licht sah sein Gesicht noch blasser aus.

»Nun?« Ich hatte die Frage meines Chefs gehört und zog mich wieder zurück.

»Ein Vampir also!«

»Ja, leider.«

Selbst der Commander zeigte Regung. Seine Lippen bewegten sich, als würde er etwas kauen. In seinem Blick stand Nichtbegreifen, er machte einen etwas hilflosen Eindruck.

»Er ist einer der Verschwundenen«, erklärte er.

»Das hatte ich mir fast gedacht. Aber wie haben Sie es geschafft, ihn zu fangen?«

»Es war ein Zufall. Er kam an und wollte wohl dorthin zurück, wo er

früher einmal gewesen war.«
»Sich Blut holen.«
»So sehe ich das mittlerweile auch. Wir hatten Glück, daß er sich in diesen Trakt verlaufen hat.«
»Dann hat er noch keinen angefallen?«
»Nein, Mr. Sinclair.«
»Was nicht ist, kann natürlich noch werden«, sagte mein Chef.
»Und denken Sie daran, John, daß nicht nur er verschwunden ist, auch zwei andere Soldaten sind wie vom Erdboden verschluckt.«
»Sie gehen natürlich davon aus, daß es die beiden ebenfalls erwischt hat«, wandte ich mich an Stratton.
»Jetzt ja.«
»Deshalb also haben Sie mich in diese Wildnis geschickt, Sir. Raffiniert.«
»Ich hätte Sie gern vorher eingeweiht, John, aber das läuft unter Top secret. Es ist von oben angeordnet worden. Ich mußte mich fügen, Sie verstehen?«
»Wir haben gedacht«, sagte Stratton, »daß Ihnen bei diesem Einsatz etwas Ähnliches unterlaufen würde, wie den anderen drei Soldaten. Sie sollten gewissermaßen den Köder spielen.« Er hob die Schultern. »Leider hat es nicht geklappt. Infolgedessen werden Sie noch etwas bleiben müssen und die beiden anderen suchen.«
Das war mir inzwischen auch klargeworden. »Nur ist es damit leider nicht getan«, erklärte ich. Mit dem Daumen deutete ich auf die Tür. »Dieses Monstrum dahinter ist ja nicht von allein zu einem Blutsauger geworden. Jemand hat ihn dazu gebracht, verstehen Sie? Ein Obervampir, meinetwegen. Den muß ich halt finden.«
Sir James nickte. »Das gleiche habe ich dem Commander auch gesagt. Die Frage ist nur, wer es sein könnte?«
»Die Gegend ist einsam, nicht?«
»Ja. Nur manchmal hört man in der Nacht ein Jaulen.«
»Wölfe?«
Stratton schüttelte den Kopf. »Nein, das ist kein Wolf. Ich tippe eher auf einen streunenden Hund. Einige meiner Leute haben ihn auch schon gesehen. Ein weißes Tier.«
»Ein Vampirhund?« fragte ich.
»Darüber kann ich Ihnen leider nichts sagen.«
»Der Hund hat keine Heimat?«
»Nein.«
Ich erinnerte mich daran, auf der Herfahrt ein Schloß gesehen zu haben. Darauf sprach ich Stratton an.
»Sie meinen Manderston Castle?«
»So heißt es?«
»Ja, es ist ein alter Herrensitz, und er gehört den Manderstons. Sir

Walter Manderston und Lady Freya leben dort.«
»Allein?«
»So viel mir bekannt ist, ja. Die beiden sind zwar schon älter, aber noch sehr rüstig.«
»Kennen Sie Manderston Castle von innen?«
Stratton nickte. »Natürlich. Einmal im Jahr geben die Manderstons ein Fest. Wir sind ebenfalls eingeladen. Es kommt sehr viel Adel zusammen. Ansonsten leben der Lord und die Lady sehr zurückgezogen. Sie besitzen auch Vermögen und leben von den Zinsen.«
»Gehört dieser weiße Hund auch zum Schloß?«
»Das kann ich Ihnen mit Bestimmtheit nicht sagen. Der Lord und die Lady haben darüber mit mir nie gesprochen.« Stratton schaute mich an. »Verdächtigen Sie die alten Herrschaften, mit den Vampiren unter einer Decke zu stecken?«
Ich hob die Schultern. »Als Polizist muß man eben allen Spuren nachgehen. Das Schloß ist mir auf der Herfahrt aufgefallen, deshalb habe ich Sie danach gefragt.«
»Wir haben hier eine sehr waldreiche Gegend«, erklärte der Commander. »Das Land hier ist praktisch ein einziges Versteck, wenn Sie verstehen, was ich meine.«
»Da kann ich also tagelang suchen, um die beiden restlichen Blutsauger zu finden.«
»So wäre es.«
»Haben Sie eine bessere Lösung?«
»Zumindest eine Alternative, Mr. Sinclair. Bis auf wenige Leute lasse ich dieses Camp räumen. Sie können es in Besitz nehmen. Ich selbst werde mich auch entfernen. Nicht ganz freiwillig, ich gehorche da den Befehlen von oben. Ich wollte Ihnen eigentlich nur Captain Kelso hierlassen, der kann Ihnen behilflich sein. Außerdem ist der Captain ein ausgezeichneter Kämpfer. Ein Mann, der weder den Tod, die Hölle noch den Teufel fürchtet. Sie können sich auf ihn verlassen.«
Ich schaute Sir James an. »Suko wäre mir lieber. Sie verstehen, nicht wahr?«
»Natürlich, John. Nur habe ich ebenfalls von oben die Direktive bekommen, den Kreis der Eingeweihten so klein wie möglich zu halten. Da war für Suko eben kein Platz. Sorry.«
Ich nickte und schaute wieder durch das Fenster in der Tür. Der Vampir hatte sich von seiner Pritsche erhoben. Er stand da, als würde er überlegen, ob er vorgehen sollte oder nicht.
Er hatte auch mich bemerkt. Mit einem Ruck setzte er sich in Bewegung. Dabei ging er wie ein Untoter, ein Zombie, was er irgendwie auch war. Der Kopf lag etwas schief, als wollte er mir bewußt seine Halswunde präsentieren.

»Er kommt auf die Tür zu«, sagte ich.
»Was wollen Sie jetzt tun?« fragte der Commander.
Ich grinste schief. »Raten Sie mal? Was macht man schon mit Vampiren? Man schaltet sie aus.«
Er verzog den Mund. »Mit einem Pflock aus Eiche oder so?«
»Zum Beispiel, aber den habe ich nicht. Aber ich besitze eine mit Silberkugeln geladene Pistole. Damit ist es auch zu schaffen.« Ich schaute wieder durch die Öffnung. Der Vampir stand nur mehr in Greifweite von der Tür entfernt.
»Können Sie öffnen, Commander?«
Er nickte. Unter der Leiste befand sich der Schlitz für die Codekarte. Ich trat einen Schritt zurück und holte meine Beretta hervor.
Der Commander schob die Karte in den Schlitz. Sir James wartete an der Wand gegenüber. Auch sein Gesicht zeigte eine scharfe Anspannung.
»Sie müssen die Tür nach innen drücken!« erklärte Stratton.
»Gut.«
Eine Klinke besaß die Tür nicht. Als der Commander die Karte in den Schlitz gesteckt hatte, hörte ich das Klacken.
Jetzt war die Tür offen.
Bestimmt hatte der Blutsauger seinen Platz nicht verändert. Darauf baute ich, trat zurück, nahm einen kurzen Anlauf und rannte die Tür ein.
Einen Schrei vernahm ich nicht, dafür einen dumpfen Aufschlag, als es den Blutsauger erwischte. Ich war einen Atemzug später in der Zelle und sah die Bescherung.
Die Tür hatte den Vampir quer durch den Raum bis zur Pritsche geschleudert. Darauf lag er jetzt und krümmte sich. Ein Mensch wäre angeschlagen gewesen, nicht so dieser Blutsauger. Er verspürte keine Schmerzen mehr. Vampire sind nur noch Marionetten, von teuflischen Kräften am Leben erhalten.
Die Tür blieb halb geöffnet. Ich trat sie auch nicht zu. So konnten Sir James und der Commander meine Aktivitäten mitbekommen.
Ich hatte es mit einem schwachen Blutsauger zu tun, der erst stärker werden würde, wenn er das Blut eines Menschen getrunken hatte. Er wälzte sich von der Pritsche, fiel zu Boden und richtete sich schwerfällig wieder auf.
Dabei bewegten sich seine Arme, als würden sie zu einem fremden Wesen gehören.
Ich hatte die Beretta wieder verschwinden lassen. Es gab andere Methoden, einen Blutsauger wie ihn für immer außer Gefecht zu setzen. In der rechten Hand hielt ich jetzt mein Kreuz. Er sah es erst, als er den Schädel hob.
Das Maul des Blutsaugers öffnete sich. Wie lange Fäden zog sich so

etwas wie Speichel von einer Zahnreihe zur anderen. Die Zunge zuckte wie ein grauer Klumpen.

Ich ging auf ihn zu.

Er stierte das Kreuz an. Aus seinem Maul drangen ängstlich klingende Laute, als er zusätzlich noch den Kopf schüttelte, als könnte er durch diese Bewegung den Anblick des Kreuzes verscheuchen.

Dann griff er nach mir.

Es war eine tapsige Bewegung, der ich nicht einmal auswich. Mit seinen Pranken streifte er meinen linken Handrücken. Den Kopf hatte er so gedreht, daß er das Kreuz nicht mehr anzuschauen brauchte.

Zwei Sekunden später spürte er es.

Ich hatte es ihm gegen den Hinterkopf gedrückt. Für einen Moment hielt ich an, dann ließ ich das Kreuz los und ging zurück.

Der Vampir schrie nicht. Er gab ein zischendes Röcheln von sich, einen Laut, wie ich ihn bei einem Blutsauger noch nie gehört hatte.

Die kurze Berührung mit dem Kreuz hatte schon gereicht. Der Blutsauger kippte nach vorn, der Pritsche entgegen. Er hatte sich beim Fall noch gedreht. Einen Arm hielt er ausgestreckt, berührte noch die Pritsche, knickte dort aber ein, weil keine Kraft mehr in seinem Körper steckte.

Über der Pritsche brach er zusammen, dabei rutschte er mit dem Gesicht an der Betonwand entlang.

Ich steckte das Kreuz weg und drehte mich um. Die Türöffnung war nicht breit genug, um beide Männer fassen zu können. Nur der Commander stand auf der Schwelle, Sir James hielt sich im Hintergrund auf. Er nickte mir zu, als ich über Strattons Schulter hinwegschaute.

Ich deutete auf den regungslosen Körper. »Das war der erste ihrer drei verschwundenen Männer, Commander.«

Stratton rieb sein Kinn. »Ja, das habe ich gesehen«, erwiderte er mit rauh klingender Stimme. »Es war ja kein großes Problem für Sie, Mr. Sinclair.«

»Deshalb habe ich ihn auch herholen lassen«, erklärte Sir James.

»Ihre Leute hätten sich an ihm die Zähne ausgebissen.«

»Vielleicht.« Er schaute mich zweifelnd an. »Und der ist wirklich hinüber?«

»Sehen Sie nach, Commander.«

Stratton trat zögernd näher. Erst traute er sich nicht, dann faßte er den leblosen Blutsauger an und drehte den Körper herum. Die Stelle, wo ihn mein Kreuz tödlich erwischt hatte, war genau zu sehen. Der Abdruck zeichnete sich auf der Haut ab.

Stratton wandte sich ab. Er war blaß gewordenem Licht der Lampe schimmerten die Schweißperlen auf seiner Stirn wie helle Kugeln. »Das darf nicht an die große Glocke gehängt werden«, flüsterte er. Im

gleichen Atemzug fragte er mich: »Was sollen wir denn mit der Leiche machen?«
»Was macht man schon mit Toten? Man begräbt sie!«
»Und der… der kommt nicht mehr zurück?«
»Nein, jetzt nicht mehr. Nur bei den beiden anderen garantiere ich für nichts.«
»Das kann heiter werden.« Stratton hatte seine eingebläute militärische Art ein wenig vergessen. Er redete jetzt menschlicher. »Sogar verdammt heiter. Ich werde Captain Kleso Bescheid geben, daß er sich um die Leiche kümmert.«
Wir verließen die Zelle. Der Commander bat uns, in seinem Büro auf ihn zu warten.
Dort nahmen Sie James und ich Platz. Ich trank mein Glas leer und schaute den Superintendent an. »Hatten Sie mir tatsächlich nichts sagen können, Sir?«
»Nein, John.«
»Und jetzt hänge ich hier fest.«
»Sie werden es schon schaffen.« Er lächelte knapp. »Es ist ja nicht so wie am Ende der Welt.«
»Aber fast.«
Sir James hob die Schultern. »Ich werde noch in dieser Nacht wieder nach London zurückkehren.«
»Werden Sie Suko Bescheid geben?«
»Das muß wohl sein. Ich sage ihm aber nur, daß sie eine Mission an der schottischen Grenze haben.«
»Ich kann Sie nicht zwingen.«
»Wissen Sie schon, wo Sie ansetzen wollen, John?«
»Nein und ja. Wichtig ist es, die beiden anderen zu finden. Aber ich möchte mir auch gern das Schloß ansehen. Kann ich einen Wagen hier bekommen?«
»Selbstverständlich.«
»Sie kennen die Manderstons nicht zufällig?«
»Nein, ich weiß nur, daß sie adelig sind. Mit dem Königshaus stehen sie in keiner direkten Verbindung.«
»Wir werden sehen, wie sich die Sache entwickelt, Sir«, sagte ich.
»Ich kann mir gut vorstellen, daß irgend jemand versucht, dieses Camp zu infiltrieren…«
»Sie meinen Spionage, Mr. Sinclair?« Der Commander hatte das Büro betreten, ohne daß wir ihn gehört hätten.
»Ja, so ungefähr.«
Er nahm Platz. »Daran haben wir auch gedacht und uns dann gefragt, wer daran Interesse haben könnte?«
»Sie haben doch nicht nur Freunde, Sir.«
»Das stimmt. Nur…« Er lächelte. »Die Russen oder die Chinesen.

Vielleicht die Libyer. Aber das sind Spekulationen, die ich auch nur unter sechs Augen hier erörtere.«

»Haben Sie die Leiche wegschaffen lassen?« fragte Sir James.

»Captain Kelso hat sich um den Toten gekümmert.«

»Ist er ein guter Mann?«

»Der beste, den wir hier haben, Mr. Sinclair«, erklärte Stratton mit Nachdruck. »Sie mögen ihn nicht, wie?«

»Ich müßte mich an ihn gewöhnen.«

»Umgekehrt aber auch.«

»Das stimmt.« Ich hatte noch eine andere Frage. »Bleiben wir nun beide hier im Camp?«

»Ja, für die nächsten Tage. Wir ziehen uns in eine nahe Stellung zurück und warten ab. Das ist keine Feigheit. Ihnen brauche ich ja nicht zu erzählen, wie sich der Keim der Vampire ausbreiten kann. Die sind wie die Pest.«

Ich nickte. »Leider muß ich Ihnen da recht geben, Commander. Können Sie mir sagen, in welch einem Zeitraum die drei Männer verschwunden sind?«

Stratton rechnete kurz nach. »Innerhalb einer Woche«, erklärte er dann.

»Den wir erledigt haben…«

»War der letzte«, führte er meinen Satz fort und beendete ihn auch.

Sir James schaute mich an. »Es wird Ihnen wohl nichts anderes übrigbleiben, als die beiden anderen Blutsauger zu suchen.«

»Und die, die sie dazu gemacht haben.«

»Wenn ich das wüßte«, murmelte auch der Commander. Dann verstummte er und setzte sich steif hin, weil er, ebenso wie Sir James und ich, das Heulen gehört hatten.

Stratton sprang auf. »Das ist der Hund!«

»Der weiße?«

»Ja, Sinclair.«

Ich war schon an der Tür. Im Gang traf ich mit Kelso zusammen.

Der Captain hatte sein Gesicht zu einer Grimasse verzogen. »Sollen wir den Köter abknallen?«

»Unsinn!«

Ich lief an ihm vorbei. Draußen war ich nicht allein. Das Heulen hatte auch die Wache erschreckt. Kaltes, weißblaues Licht aus Peitschenleuchten fiel gegen den Boden und verteilte sich auch dicht unterhalb der Lampen, wo es Inseln in der Dunkelheit schuf.

Ich lief auf den Carport zu. Aus dieser Richtung, das nahm ich an, war das Heulen aufgeklungen.

Ich blieb stehen und suchte nach dem Hund. Weit konnte er nicht sein, denn sein erneutes Heulen wehte wie der Klang einer Alarmsirene über das Gelände.

Dann sah ich ihn. Er war relativ groß und weiß wie Kreide, stand auf den Hinterläufen und hielt sich mit den Vorderpfoten am Gitter fest. Er heulte auch weiter. Mir kam es vor, als wollte er einen Totengesang für den verstorbenen Vampir halten.

Neben mir tauchte der schwerbewaffnete Kelso auf. Sein automatisches Gewehr wies gegen den Himmel. »Der fällt mir auf die Nerven«, sagte er und senkte den Lauf.

Ich drückte ihn zur Seite. »Nein, lassen Sie das Tier!« Meine Stimme klang im Befehlston.

»Scheiße, Sinclair, das ist eine Bestie! Sehen Sie nicht die roten Augen?«

»Die haben Sie auch nach einer durchzechten Nacht.«

»Mann, Humor haben Sie ja.«

Der Hund federte seinen Körper zurück. Allein diese Bewegung verriet etwas von seiner ungebändigten Kraft. Er war ein Energiebündel. Als er mit langen, mächtigen Sprüngen davonlief, sah es trotzdem nicht aus wie eine Flucht.

Hinter dem Camp begann der Wald. Der weiße Hund verschwand darin wie ein gespenstischer Schatten. Ich war bis zum Zaun vorgegangen. Noch einmal sah ich das Tier, als es den Wald verließ und über eine Lichtung rannte, die vom hellen Licht des Vollmonds ausgeleuchtet wurde.

Es gibt das Märchen vom weißen Hirschen, den zahlreiche Menschen gesucht haben, aber nie fanden. Auf der Lichtung blieb der Hund noch für einen Augenblick stehen, drehte sich um, als wollte er sich im Licht des Mondes baden, und jagte schließlich weiter.

Wenn mich nicht alles täuschte, schlug er den Weg ein, der auch hoch zum Schloß führte, wo die Manderstons lebten.

Kelso war nicht bis an die Grenze gekommen. Als ich auf ihn zuging, schüttelte er den Kopf. »Vielleicht wäre er eine Spur gewesen, Sinclair.«

»Zu den Vampiren?«

»Sicher.« Der Captain grinste.

»Das glauben Sie doch selbst nicht.«

»Wissen Sie eine bessere?«

»Möglich.«

Er schaute mich an und wartete darauf, daß ich ihm eine Erklärung gab. Auf die verzichtete ich jedoch und ging wieder zurück zur Baracke des Commanders.

Einige Soldaten schauten mich mißtrauisch an. Ich ging stumm an ihnen vorbei.

Vor der Tür fand ich Sir James und den Commander.

»Haben Sie mehr gesehen, John?«

»Nur den Hund!«

»Und?« Sir James zwinkerte hinter seinen dicken Brillengläsern.

»Es war ein prächtiges Tier«, sagte ich. »Man kann direkt seinen Spaß daran haben.«

Kelso war mitgekommen. »Spaß?« wiederholte er und lachte ebenso kratzig, wie er gesprochen hatte. »Dieser Hund ist ein Killer, das sage ich Ihnen.«

»Woher wollen Sie das wissen?« fragte Sir James.

»Ich habe die Leiche abtransportiert und mir auch die Wunde am Hals genau angeschaut. Die sah so aus, als hätte sie Bekanntschaft mit Hundezähnen gemacht.« Kelso schaute mich auffordernd an. Er wartete auf meinen Kommentar.

Den gab nicht ich, dafür Stratton. »Ich bin Captain Kelsos Meinung. Dieser Hund bedeutet eine Gefahr.«

»Fällt er Vampire an?« fragte ich.

Stratton reagierte bissig. »Kann es nicht sein, daß er schon vorher zugeschnappt hat? Dann könnte er das Wesen sein, das hinter allem steht und drei meiner Leute zu Untoten gemacht hat.«

»Ich glaube es nicht.«

»Weshalb nicht, Sinclair?«

»Von einem Vampirhund habe ich noch nie etwas gehört. Aber ich lasse mich notfalls vom Gegenteil überzeugen. Können wir in dieser Nacht noch etwas erreichen?«

Stratton schüttelte den Kopf.

»Steht für mich der Hubschrauber bereit?« fragte Sir James.

»Natürlich.«

»Dann möchte ich jetzt wieder fliegen.« Der Superintendent trat auf mich zu. »Tun Sie Ihr Bestes, John. Ich weiß genau, daß Sie es schaffen. An die Hundetheorie glaube ich übrigens auch nicht. Wir sehen uns dann in London.«

»Schöne Grüße.«

»Werde ich bestellen.«

Kelso zeigte mir mein Zimmer. Nun ja, Zimmer war zuviel gesagt.

Der Begriff Bude hätte besser gepaßt. Es war ein schlichter Soldatenraum mit einem dreistöckigen Bett.

»Sie können das untere Bett nehmen, Sinclair.«

»Danke.« Ich stellte meinen Koffer ab.

Weil Kelso noch an der Tür lehnte, fragte ich: »Ist etwas nicht in Ordnung?«

»Doch, alles, aber ich wollte noch eines klarstellen.«

»Bitte.«

»Ich bin ein guter Soldat, Sinclair, und habe den Befehl bekommen, mit Ihnen zusammenzuarbeiten.«

»Was Sie nicht gern tun.«

»Genau.«

»Wo liegt das Problem im einzelnen?« Ich setzte mich auf die harte Bettkante und wartete auf seine Erklärung.

»Falls Sie nichts dagegen haben, Sinclair, können wir getrennt marschieren und vereint schlagen.«

Ich nickte. »Das käme mir sehr entgegen.«

»Dann bleibt es unter uns?«

»Sie können sich auf mich verlassen!«

Kelso nickte in den Raum hinein und verabschiedete sich mit einem Gutenachtgruß.

Auch ich war müde und hoffte, daß ich in der Nacht nicht durch das Heulen eines Hundes oder von blutgierigen Vampiren gestört wurde.

***

Die Vampire und die Hunde ließen mich in Ruhe. Dennoch fühlte ich mich am anderen Morgen wie gerädert. Es lag nicht daran, daß ich nicht geschlafen hatte, vielmehr an der Unterlage, die den Namen Matratze kaum verdiente.

Sie war erstens hart, zweitens ausgelegen, und drittens besaß sie noch eine tiefe Kuhle. Spätestens nach der zweiten Nacht darauf hätte ich bleibende Schäden davongetragen.

Unter der Dusche traf ich Kelso. Er war bereits fertig. »Die anderen sind schon bereit für den Abmarsch.«

»Bleiben nur wir beide?«

»Ja!«

»Wo kann ich denn frühstücken?«

»Kaffee habe ich gekocht. Ansonsten essen sie von der Marschverpflegung.«

»Die Nato-Einheitskisten mit der Tubenmarmelade und den Panzerplatten als Brot?«

»So ist es.«

»Mein Gaumen tanzt schon vor Freude!«

Kelso grinste wölfisch. »Sie sind eben zu verwöhnt.«

»Bis später, Rambo.«

Als ich ihn so titulierte, bekam er einen roten Kopf und kleine Augen. Er verschwand wortlos.

Den Kaffee fand ich in der Kantine auf einer Warmhalteplatte. Ich hockte allein in dem nüchtern eingerichteten Raum mit den viereckigen Holztischen. Aus dem Paket holte ich mir die »Panzerplatten« und drückte Tubenmarmelade darauf. Nach dem ersten Schluck schon zog sich meine Kehle zusammen. Ich leistete dem Automatenkaffee im Yard Building im stillen Abbitte. Im Gegensatz zu dieser Brühe war er wie der beste Champagner. Von Glendas Kaffee mal ganz zu schweigen.

Während ich unter Qualen frühstückte, drangen von draußen her die

Geräusche abfahrender Wagen an meine Ohren. Ich ging ans Fenster und schaute zu.

Kelso stand noch mit Stratton zusammen. Der Commander redete heftig auf seinen Captain ein. Wahrscheinlich sprachen die beiden Männer über mich. Sollten sie, mich kümmerte es wenig.

Ich entdeckte ein Radio und schaltete es ein. »Fly with broken wings«, sang Bonnie Bianco. Ein Lied, das mir gefiel. In den schönsten Refrain hinein kam Kelso. Er zeigte sich irritiert, als er die Musik hörte.

»Schon eine Party, Sinclair?«

»Ich bringe mich in Stimmung. Das hat Ihr Kaffee ja nicht geschafft. Pumaspucke hat man im Wilden Westen dazu gesagt.«

Der bärtige Kelso lachte freudlos. Er erinnerte mich im Aussehen ein wenig an den jungen Fidel Castro, der inzwischen auch schon Lenze zählte. »Ja, der bringt auch Raubtiere wieder auf die Beine. Sie werden sich tagsüber gut fühlen.«

»Ich habe auf weitere Schlucke verzichtet.«

»Aber bauen Sie nicht ab.«

»Haben Sie ihn veredelt?«

»Kann sein.«

Für mich war das Thema erledigt. »Wie geht es weiter? Haben Sie schon einen Plan?«

»Ja. Ich werde mich um den weißen Hund kümmern.«

»Ein verstanden.«

»Und Sie?«

»Ich schaue mich in der Gegend ein wenig um, weil ich mich mit den landschaftlichen Gegebenheiten vertraut machen möchte. Was Sie sicherlich verstehen.«

»Klar. Meinen Sie, damit erreichen Sie etwas?«

»Möglich. Mal was anderes, Kelso. Was tun Sie, wenn Ihnen plötzlich ein Vampir gegenübersteht?«

»Den murkse ich ab.«

»Und wie?«

»Ich habe mir einen Eichenpflock geschnitzt. Das klappt doch – oder?«

»Ja…«

»Sehen Sie. Allerdings verlasse ich mich lieber auf die neue MPi. Den pumpe ich voll Blei.«

»Dann pumpen Sie mal. Steht ein Wagen für mich bereit?«

»Ja, ein Jeep. Vollgetankt. Können Sie den überhaupt fahren?«

»Ich werde mich bemühen.«

Kelso begleitete mich nach draußen. Bei Tageslicht sah die Gegend ganz anders aus. Romantisch, wunderschön, mit sanften Hügeln, lieblichen Tälern, viel Wald und Wiese. Wie hingegossen wirkten

kleine Seen mit ihren graublauen Wasseroberflächen.
Ein wunderschönes Bild.
Ich dachte daran, daß meine Eltern in der Nähe wohnten.
Vielleicht fand ich auf dem Rückweg Zeit für einen kurzen Besuch.
Auch das Schloß sah längst nicht mehr so drohend aus wie am Abend. Es lag im Licht einer hellen Morgensonne. Sie badete das alte Gestein. Wenn ein Weg zu dem Gemäuer hochführte, so sah ich ihn nicht, weil er durch den dichten Wald verdeckt wurde, der das Schloß umgab.
Aus den Wäldern stiegen Nebelschwaden, als die Sonne die Feuchtigkeit wegdampfte. Sie verteilten sich über den Wipfeln als grauweiße, flache Pilze.
»Nette Gegend«, sagte ich.
Kelso hob nur die Schultern. »Ich sehe das aus einem anderen Blickwinkel. Für gewisse Operationen ist sie einfach zu unübersichtlich.«
»Ich bin eben kein militärischer Denker.«
»Kommen Sie, ich zeige Ihnen den Jeep.«
Er war schon in die Nähe des Tores gefahren worden. Äußerlich machte der Wagen einen guten Eindruck, auch das Profil der Reifen beeindruckte mich.
»Zufrieden, Sinclair?«
»Mehr als das.«
»Verabreden wir einen Zeitpunkt?«
»Nein. Sie haben Ihren Job, Kelso, ich den meinen. Es ist gut, wenn jeder seinen Weg geht.«
»Verstanden.«
»Viel Glück.« Ich stieg in den Wagen. Der Schlüssel steckte. Ein sehr williger Motor lief rasch rund, kaum das ich den Zündschlüssel bewegt hatte.
Kelso schaute mir zu. Ich winkte nicht einmal, als ich startete und durch das offene Tor rauschte. Typen wie Kelso konnten bei mir einfach nicht landen. Dieser Mini-Rambo dachte nur als Stratege, nicht als Mensch. Wer die Menschlichkeit verliert, hat seine Seele und Psyche lebendig begraben.
Man hatte das Gelände vor der Anlage gerodet und so einen Platz geschaffen. Ich wandte mich nach rechts, denn dort lag auch das Schloß. Außerdem mußte es einen Weg geben, der hochführte.
Natürlich hätte ich auch Kelso fragen können. Das hatte ich nicht getan, weil jeder seinen Weg gehen sollte.
Sehr bald war ich in das Gelände eingetaucht. Auch das Camp war meinen Blicken entzogen.
Es tat mir richtiggehend leid, durch diese herrliche Morgenlandschaft zu fahren, viel lieber wäre ich gewandert, doch ich war nicht

hergekommen, um Urlaub zu machen.

Natürlich entdeckte ich im dichten Wald kein Hinweisschild, aber ich blieb immerhin auf einem schmalen Pfad, der mal im Sonnenlicht lag, ansonsten aber von dunklen und grünlich schimmernden Lichtreflexen überschattet wurde.

Der Wagen schaukelte wie ein alter Kahn. Manchmal peitschten Zweige wie greifende Hände hinein. Ich rollte durch Spuren und über Buckel hinweg und fuhr ständig bergauf. Wenn ich die Richtung beibehielt, würde ich bestimmt das Schloß erreichen.

Zunächst kam ich auf eine asphaltierte Straße. Kurz zuvor wühlten sich die Reifen noch durch einen schlammigen Boden, dann rutschten die Profile über den grauen Belag.

Ich drehte das Lenkrad nach links. In diese Richtung mußte ich.

Die Straße wurde von zwei Böschungen eingerahmt, auf denen dichtes Buschwerk wuchs. Danach folgte der Mischwald, der wandähnlich den Hang hochwuchs, in dessen Mitte die Straße jede Kurve nachzeichnete.

Autoverkehr herrschte hier nur sehr wenig. Ich fuhr deshalb ziemlich zügig. Auf der Straße lag an besonders geschützten Stellen noch Tau.

Und auch Nebelbänke erschienen wie aus dem Nichts. In die erste fuhr ich voll hinein. Nach einer für mich nicht einsehbaren Kurve war sie plötzlich dagewesen und stand auf der Straße wie eine dicke Wand aus grauweißer Watte.

Ich kam zum Glück heil durch, beschloß jedoch, langsamer zu fahren. Das war auch gut so. Nach zwei weiteren Kurven lag wieder eine Nebelwand vor mir.

Ich hatte kaum die Scheinwerfer eingeschaltet, als ich hinter mir ein dumpfes Geräusch vernahm. Es war ein Hupen, ein Röhren, es wurde lauter, dann hörte ich das Quietschen von Reifen, sah rechts von mir einen Schatten vorbeihuschen, der sich plötzlich quer stellte, sich danach drehte und quer über die Straße rutschte.

Der Bocksprung des Fahrzeugs geschah deshalb, weil das Auto mit seinen Vorderrädern in den Graben rutschte. Ich hörte ein Krachen, etwas splitterte, dann war es ruhig, denn auch ich hatte angehalten und den Motor abgestellt, die Lichter allerdings brennen lassen.

Kopfschüttelnd stieg ich aus. Es gibt immer wieder Idioten, die sich selbst und andere durch Raserei in Gefahr bringen, sogar auf einer fast toten Straße wie dieser hier.

Mich hatte es nicht erwischt, das andere Fahrzeug aber lag im Graben, mit platter Kühlerschnauze.

Der Boxerhund unter den Autos.

Trotzdem wurde die rechte Fahrertür aufgestoßen. Ich sah es noch schemenhaft, aber den Fluch konnte ich sehr deutlich verstehen.

»Verdammte Scheiße auch!«

Oh, die Lady hatte ein sehr nettes Repertoire, denn es war eine Frauenstimme, die sich dermaßen beschwert hatte.

Ich blieb am Rand des Grabens stehen. »Kann ich Ihnen helfen, Miß?«

»Sie können mich mal.«

»Später vielleicht, doch jetzt sollten Sie erst einmal aussteigen.«

Sie kroch aus dem Graben, stellte sich hin und schleuderte ihre Tasche so heftig über die Schulter, daß mich der Lederbeutel fast noch im Gesicht erwischt hätte.

»Sind Sie immer so stürmisch?« fragte ich.

»Sie sind schuld.«

»Was?«

»Fragen Sie doch nicht so dumm, Mann. Das ist ein VW-Cabrio, eine Rarität.«

»Stimmt. Die Sie leider durch Ihren unverantwortlichen Fahrstil zu Schrott aufbereitet haben.«

»Ich? Haben Sie noch alles Geschirr im Schrank? Sie haben doch so blöd hier gestanden.«

»Erzählen Sie das lieber Ihrer Urgroßmutter, auch die würde es Ihnen kaum glauben.«

»Wer sind Sie überhaupt?« blaffte sie mich an.

»Das gleiche könnte ich Sie fragen.«

»Okay, ich bin Kate Manderston. Gehören Sie auch zu den komischen Soldaten?«

»Nein.«

»Aber Sie fahren einen Jeep.«

»Den habe ich mir geliehen.«

»Hm.« Sie sagte erst mal nichts und starrte zu Boden. Ich bekam Gelegenheit, sie mir genauer anzuschauen.

Kate Manderston war eine moderne junge Frau. Das dunkelbraune Haar trug sie zu einer Sturmfrisur geschnitten. Ein paar Fransen fielen dabei in die Stirn. In einem runden, sehr dezent geschminkten Gesicht sah ich zwei lebhafte Augen. Vom Alter her schätzte ich sie auf 25.

Kate trug eine braune Sommerjacke aus sehr leichtem Stoff. Ihr Rock war weiß und schwang wie eine große Glocke.

»Genug gestarrt, Mister?«

»Es geht.«

Sie stemmte die Arme in die Seiten. »Meinen Namen haben Sie ja verstanden…«

»Kate Manderston.«

»Sehr richtig, Mister…«

»Sinclair, John Sinclair.«

»Hört sich sehr schottisch an. Aber lassen wir das, Mr. Sinclair. Ich bin also Kate Manderston, und Sie können sich vorstellen, daß ich auf

dem Weg zum Schloß gewesen bin.«

Ich schaute auf ihren Wagen. »Damit kommen Sie aber nicht mehr bis zum Ziel.«

»Das weiß ich selbst.«

»Gehen Sie zu Fuß?«

»Nein.« Sie gönnte mir ein kühles Lächeln. »Ich weiß zwar nicht, wohin Sie wollten, Mr. Sinclair, könnte mir aber vorstellen, daß wir das gleiche Ziel gehabt haben.«

»Ich soll Sie mitnehmen.«

»Sehr richtig.«

»Im Jeep.«

»Auch das.«

»Bitte, wenn Sie wollen. Sie haben übrigens Glück gehabt, Miß Manderston, ich wollte tatsächlich hoch zum Schloß Ihrer Großeltern.«

»Die mögen aber keine Soldaten.«

»Sehe ich wie ein Soldat aus?«

Wir waren neben dem Jeep stehengeblieben. Jetzt musterte Kate mich und schüttelte den Kopf. »Nein, eigentlich nicht. Einen Soldaten wie Sie habe ich noch nie gesehen.«

»Ich gehöre auch nicht dazu. Sie können mich als einen Besucher ansehen. Ich komme aus London.«

»Dort in der Nähe wohne ich auch.«

»Nicht auf dem Schloß?«

»Nein, wo denken Sie hin? Ich bin von Beruf Malerin. Ich möchte demnächst auf dem Schloß meiner Großeltern eine Ausstellung machen. Allerdings brauche ich deren Erlaubnis. Am Telefon kann ich nicht mit ihnen reden, sie haben keines. Per Brief wollte ich mich auch nicht mit ihnen in Verbindung setzen. Ein persönliches Gespräch ziehe ich vor.«

»Das ist auch gut. Glauben Sie denn, daß genügend Besucher in die schottische Einsamkeit kommen werden?«

»Aber klar doch. Ich ziehe die Sache ganz groß auf, verstehen Sie? Das wird super. Die Presse wird berichten, TV-Anstalten ebenfalls. Ich habe gute Beziehungen dorthin.«

»Wie malen Sie denn?«

Kate hob die Schultern. »Abstrakt.«

Ich deutete eine Rundbewegung an. »Paßt diese Malerei in eine Landschaft wie diese?«

»Überhaupt nicht. Die Besucher werden sich schon an meine Bilder gewöhnen. Wer hierherkommt, der weiß genau, was ihn erwartet. Sollen wir fahren?«

»Sicher. Ist es noch weit?«

»Nein, einige Kurven, mehr nicht.« Sie stieg ein und sagte: »Sie

können mich Kate nennen. Mein Nachname ist einfach zu lang.«

»Meiner ist zwar kürzer, sagen Sie trotzdem John.«

»Alles klar.«

Ich startete und fuhr sehr vorsichtig durch den Nebel. »Es wird aber teuer, Ihren Wagen abschleppen zu lassen, Kate.«

»Das weiß ich.«

Der Nebel riß hinter der dritten Kurve plötzlich ab. Uns empfing ein hellblauer Sommerhimmel. Jetzt im August zeigte sich der Sommer noch einmal von der besten Seite, als wollte er nachholen, was er bisher alles versäumt hatte.

Der Mischwald leuchtete in einem satten Grün. Wo er abfiel, gelang uns der Blick hinunter in die herrlichen Täler. Es war eine wunderbare Aussicht, man mußte sie genießen. Die kleinen Seen, die verstreut lagen wie graue Kleckse, paßten in die Landschaft hinein.

Die Sicht war sehr gut. Weiter im Norden zeichneten sich die höheren schottischen Gebirgsketten vor dem Horizont ab.

»Könnten Sie hier leben?« fragte Kate.

»Meine Eltern wohnen nicht weit entfernt.«

»Und?«

»Wenn es die Zeit erlaubt, besuche ich sie hin und wieder.«

»Was machen Sie in London?«

»Ich führe die Praxis meines Vaters weiter. Er ist Anwalt gewesen.«

Kate schaute mich schief von der Seite an. »Und da haben Sie sich einen Jeep geben lassen?«

»Ja, ich habe einen Bekannten unter den Soldaten. Er überließ mir dieses Fahrzeug. Außerdem wollte ich schon immer mal einen Jeep fahren. Ich finde es gut, wenn einem der Wind durch das Gesicht streicht. Sie auch?«

»Hätte ich mir sonst ein Cabrio geholt?«

»Stimmt auch wieder.«

Unser Gespräch versickerte. Ich konzentrierte mich auch auf die Fahrbahn, die etwas enger geworden war. Strahlendes Sonnenlicht gleißte uns ein. Wir setzten beide eine dunkle Brille auf. Vom Schloß sah ich nichts. Seine Mauern waren hinter dem dichten Grün der Wälder verborgen. Allerdings stieg das Gelände nicht mehr an. Wir blieben auf gleicher Höhe. Manchmal erreichte uns auch der Duft von Tannen und Fichten.

»Kommen Sie gut mit Ihren Großeltern zurecht?« sprach ich gegen das Windgeräusch an.

»Eigentlich ja.« Kate lachte plötzlich. »Vielleicht auch deshalb, weil wir uns seit Jahren nicht mehr gesehen haben.«

»Und jetzt wollen Sie…?«

»Richtig. Wir haben uns mal geschrieben. Ich schickte auch Bilder hin. Sie wissen also, wie ich aussehe.«

»Was ist mit Ihren Eltern?«

»Die leben an der Südküste und lassen es sich gutgehen. Das sind Leute, mit denen ich nicht so gut zurechtkomme. Sie gehören irgendwie zu den ›Beautiful People‹. Geben Parties, Empfänge, Jetten mal hier hin, sind mal dort. Sie kennen solche Leute sicherlich aus der Regenbogenpresse.«

»Dann sind Ihre Eltern vermögend?«

»Kann man sagen. Sie hatten Grundbesitz in Übersee. Den haben sie verkauft. Jetzt tun sie nichts mehr, leben so in den Tag hinein.«

Sie schüttelte den Kopf. »Das könnte ich nicht.«

»Wie stehen denn Ihre Eltern zu Ihrer Malerei?«

»Negativ. Sie halten es für Schmiererei. Wenn ich als Künstlerin ›in‹ wäre, würden sie bestimmt anders darüber denken. So aber lassen sie mich in Ruhe. Das ist auch gut so. Ich passe nicht in ihr Leben und sie nicht in meines. Glücklicherweise brauche ich von meiner Malerei nicht zu leben. Auch ich habe etwas geerbt, aber irgendwann schaffe ich den Durchbruch, John, das steht fest.«

»Glaube ich auch.«

»Sagen Sie das nur so?«

»Nein, Kate, Sie haben die nötige Energie.«

»Stimmt.«

Plötzlich lichtete sich der Wald. Er verschwand nicht völlig, trat aber zurück. Unser Blick fiel auf ein Plateau, das sich vor uns ausbreitete. In der Mitte stand die Burg.

Eine mächtige Wehranlage mit zwei hohen Türmen. Der Baustil war romanisch. Das hellgraue Gestein bekam durch das Sonnenlicht einen goldenen Glanz.

Ich hielt an.

»Weshalb stoppen Sie?«

»Weil mich der Anblick beeindruckt.«

»Tatsächlich?«

»Ja, ich schwärme für alte Gemäuer.«

Kate lachte. »Wenn Sie näher heranfahren, werden Sie feststellen, daß vieles renoviert werden müßte. Die Burg ist tausend Jahre alt und verfällt langsam.«

Ich gab wieder Gas. Hier oben wehte ein kühler Wind. Die Luft war herrlich klar. Man schmeckte sie beim Einatmen. In der letzten Viertelstunde hatte ich vergessen, weshalb ich überhaupt hergekommen war. Die Erinnerung kehrte zurück. Mein Blick verdüsterte sich, was Kate zum Glück nicht bemerkte.

Mir fiel der weiße Hund wieder ein. Ich fragte Kate nach ihm.

»Ein weißer Hund?« Sie schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, davon weiß ich nichts. Was ist es denn für eine Rasse?«

»Keine Ahnung. Er sieht aus wie ein Schäferhund.«

»Meinen Großeltern gehört er nicht. Das wüßte ich nämlich. Nein, John, den habe ich hier nie gesehen.«

»Ich sah ihn im Tal.«

»Wie kommen Sie denn darauf, daß er hier zur Burg gehören könnte?«

»Er lief in diese Richtung.«

Kate winkte ab. »Ach so. Da kann er unterwegs ja auch Haken geschlagen haben.«

»Sicher.« Ich hatte vor dem Tor gestoppt. Der Begriff Tor war etwas übertrieben. Von den beiden Flügeln waren nur noch Fragmente übriggeblieben.

Wir konnten in den Innenhof schauen. Mächtige Mauern mit offenen Wehrgängen umgaben ihn. Der Wind fiel in den Hof. Er strich über die grauen Steine und die hohen Grashalme, die zwischen ihnen wuchsen. Unkraut hatte alles überwuchert.

Ein Fahrzeug sah ich nicht. »Wie ernähren sich Ihre Großeltern eigentlich?«

»Einmal in der Woche kommt ein Lebensmittelhändler und bringt alles, was die beiden brauchen.«

»Wenn jemand krank wird?«

»Ich weiß es nicht, John.« Kate zog wie fröstelnd die Schultern hoch. »Das ist schon komisch. So hätte ich mir meine Ankunft wahrlich nicht vorgestellt.« Sie lachte plötzlich und legte mir eine Hand auf den Unterarm. »Ob Sie es glauben oder nicht, John, ich bin froh, daß ich Sie bei mir habe. Ehrlich.«

»Hätten Sie sich allein gefürchtet?«

»Auch.« Sie deutete auf den Innenhof. »Im Prinzip hätte man unsere Ankunft bemerken können. Niemand kommt, um uns zu begrüßen, das ist schon komisch.«

»Vielleicht schlafen Ihre Großeltern.«

Ich fuhr in den Innenhof. Das Pflaster war uneben gelegt worden.

Der Jeep schaukelte. Dem Tor gegenüber lag das große Haupthaus.

Ein breiter, trutziger Bau mit kleinen Fenstern. Die beiden Türme links und rechts wirkten wie uneinnehmbare Bollwerke.

»Waren Sie schon in den Türmen?«

»Ja, als Kind.«

»Muß Spaß gemacht haben.«

»Hat es auch.«

Kate war sehr einsilbig geworden. Sie sagte auch nichts, als ich vor dem Eingang des Hauptgebäudes anhielt und die Tür öffnete. »Da wären wir also.«

Kate war neben dem Fahrzeug stehengeblieben und schaute sich um. »Irgend etwas stimmt hier nicht.«

»Wie meinen Sie?«

»Ich kann es nicht mit Bestimmtheit sagen, aber hier ist einiges anders. Diese Burg beinhaltet ein Fluidum, das mich abstößt. Als würde etwas hinter den Mauern lauern.«

»Und was?«

»Kann ich nicht sagen. Sie lachen mich jetzt vielleicht aus. Aber Künstler sind sensible Menschen. Ich spüre, daß wir hier nicht willkommen sind. So will ich es formulieren.«

»Es sind Ihre Großeltern, Kate.«

»Trotzdem. Ich habe den Eindruck bekommen, als wären sie überhaupt nicht da. Komisch, wie?«

Ich hob nur die Schultern. Daß mit dieser Burg einiges nicht stimmte, daran glaubte ich auch. Wenn sie tatsächlich bewohnt war, hätten sich die Menschen längst zeigen müssen. Schon aus reiner Neugierde, wer wohl eingetroffen war.

Um die Eingangstür zu erreichen, mußte man eine breite Treppe hochgehen. Ich ließ Kate laufen, sie hebelte die mächtige Eisenklinke nach unten, stemmte sich zurück und öffnete die Tür. Allerdings betrat sie nicht das Gebäude. Sie blickte zurück und winkte mir dabei zu. »Wollen Sie nicht kommen, John?«

»Ich gehe schon vor.«

»Tun Sie das.«

Es war still hier oben. Nur das Rauschen des Windes war zu hören. Über mir stand der blaue Himmel. Es gibt wirklich nur wenige Tage im Jahr, wo einem diese Fernsicht gegönnt ist.

Trotz dieser sommerlichen Helligkeit schien über dem Gemäuer ein Schatten zu liegen. Nicht sichtbar, ich fühlte ihn nur mehr. Ein Schatten der Gefahr, der Vorahnungen, daß irgend etwas Unbegreifliches oder Schreckliches passieren konnte.

Kate war hinter den Mauern verschwunden. Ich sah sie nicht mehr und hörte ihre Schritte auch nicht. Dieser Besuch war mehr als merkwürdig, damit kam ich überhaupt nicht zurecht.

Ich wollte schon gehen, als ich den Schrei hörte.

Er war aus dem Schloß gedrungen. Kate mußte ihn ausgestoßen haben. Jetzt ging ich nicht, ich rannte…

***

Kate stand in einem großen, fast leeren Raum unbeweglich auf dem Fleck und hatte die Augen weit aufgerissen. Ihre Hände umfaßten die obere Kante eines hochlehnigen Stuhls. Sie schaute zu einem offenen Durchgang hin und löste sich erst aus ihrer Erstarrung, als ich dicht neben ihr stehenblieb.

»Was haben Sie?«

»Himmel, ich habe mich erschreckt.«

»Vor wem?«

»Da war der Hund!« Sie sagte es und sah mir ins Gesicht, wobei sie noch nickte. »Ja, da war dieser weiße Hund.« Ein Schauer rann über ihre Haut. Er hat mich so erschreckt, daß ich unwillkürlich aufgeschrien habe. »Sie hatten recht, es gibt ihn.«

»Wo war er?«

»Er stand auf der Schwelle, schaute mich an und nickte, als wollte er mich begrüßen. Dann huschte er weg.«

»Wohin?«

»In den anderen Raum.«

»Ich schaue mal nach.«

»Bitte, seien Sie vorsichtig, John.«

»Klar doch.« Auch ich blieb auf der Schwelle stehen. Der Raum hielt den Vergleich mit einer Halle stand oder einem Rittersaal. Er war sehr lang, aber wenig breit. Die Wände zeigten Gemälde. Motive von Schlachten, zumeist Kreuzritterszenen, die sich in Jerusalem abgespielt hatten.

Unter den Gemälden standen eine Reihe hoher Stühle, fast jeder war ein kleiner Thron.

Nur von dem weißen Hund sah ich nicht einmal den Abdruck einer Pfote. Er blieb verschwunden.

In der Halle konnte er sich nicht versteckt halten, da hätte ich ihn gesehen. Bestimmt war er nach draußen gelaufen, denn eine zweite Tür führte zu anderen Räumen, von denen ich mir nur einen anschaute und erkannte, daß dieser ebenfalls unbewohnt wirkte.

So unbewohnt wie das gesamte Schloß. Menschen hinterlassen Spuren, hier war nichts davon zu sehen.

Ich ging wieder zurück und fand Kate mit geröteten Augen.

»Haben Sie geweint?«

»Ja.«

»Weshalb?«

»Ich… ich weiß es selbst nicht. Es kam plötzlich über mich, wissen Sie. So ohne Vorwarnung. Ich hatte mich auf das Wiedersehen mit meinen Großeltern gefreut …« Sie brach mitten im Satz ab, ging einen Schritt vor und hob die Schultern. »Aber jetzt ist nichts, gar nichts. Sie … sie … ich kann sie nicht finden.«

»Sie sind nicht da!« stellte ich fest.

Kate Manderston drehte sich um. »Ja, verdammt. Sie sind nicht da, obwohl sie wußten, daß ich heute komme. Ich hatte es ihnen geschrieben.«

»Haben Sie denn eine Rückantwort erhalten?«

»Nein.«

»Und darüber wunderten Sie sich nicht?«

»Walter und Freya sind alt. Es war auch nicht nötig. Sie wußten ja Bescheid. Die Post kommt immer an.«

»Wann haben Sie den Brief denn geschrieben?«
»Vielleicht vor einem Monat.«
»Ach so.«
»Sie hatten also genügend Zeit, mir zu antworten, wenn es ihnen nicht möglich gewesen wäre, mich zu empfangen.« Kate holte tief Luft. »Hier stimmt etwas nicht, John.«
»Das meine ich auch.«
»Und was denken Sie?«
»Ich habe keine Ahnung, Kate. Bin jedoch der Meinung, daß wir Ihre Großeltern hier in der Burg wohl kaum noch finden werden.«
Sie überlegte eine Weile und ließ sich meine Worte durch den Kopf gehen. »Was machen wir denn jetzt? Wieder fahren?«
»Das wäre zu überlegen.«
»Nein, John.« Sie schüttelte den Kopf wie ein trotziges Kind. »Ich fahre nicht eher wieder von hier weg, bis ich herausgefunden habe, wo sich meine Großeltern befinden. Ich bin den langen Weg nicht umsonst hochgekommen. Irgendwo müssen sie sein. Die Burg ist groß, ich werde sie durchsuchen. Wollen Sie auch?«
»Natürlich.«
»Sie sagen das so selbstverständlich, aber haben Sie auch die entsprechende Zeit?«
»Die nehme ich mir schon.«
»Ja, dann…«
»Sie haben noch einiges in Erinnerung?«
»Nein, eigentlich nicht. Es ist so lange her. Ich weiß, daß es auch Nebengebäude gibt. Stallungen, Wohnhäuser für das Gesinde, auch eine kleine Kapelle.«
»Wo befindet sie sich?«
»Direkt an der Westmauer, wenn ich mich nicht irre. Sie ist mir noch in guter Erinnerung geblieben. Ich habe mich dort stets wohlgefühlt. Der kleine Turm fällt kaum auf bei all den hohen Bauten in der Umgebung. Wir können dort anfangen.«
»Waren Ihre Großeltern sehr gläubig?«
»Sie haben jeden Tag gebetet.«
»Gut. Fangen wir dort an.«
Kate drehte sich um und schrie wieder auf. Diesmal sagte sie nur ein Wort: »Da!«
Ich schaute in die Richtung, in die ihr ausgestreckter Zeigefinger wies. Jetzt entdeckte ich den Hund ebenfalls. Er hatte sich vor dem Gemäuer gestreckt und beide Vorderpfoten auf die äußere schmale Kante der Fensterbank gestemmt. Sein heller Kopf lugte durch die Scheibe, er schaute in den Raum hinein und beobachtete uns.
Erst jetzt sah ich, daß er hellrote Augen besaß. Das mußte ein Albinohund sein.

Sein Fell war gesträubt, der Blick kam mir böse vor. Wir standen unter seiner Beobachtung.

Kate hatte sich wieder gefangen.

»Den habe ich noch nie hier gesehen«, flüsterte sie. »Er muß meinen Großeltern zugelaufen sein. Was wollen Sie tun?«

»Ich sehe ihn mir an.«

»Und wenn er Sie anfällt?«

»Beiße ich zurück«, erklärte ich grinsend. Sehr wohl war mir trotzdem nicht. Auch wenn ich den Hund nicht aus unmittelbarer Nähe sah, so konnte ich doch seine immense Größe erkennen. Das war kein kleiner Bello mehr.

Er regte sich nicht, als ich mich in Bewegung setzte und auf die Tür zuschritt. Erst als ich mich von seiner Sicht aus im toten Winkel befand, meldete mir Kate seine Reaktion.

»Er ist jetzt weg!«

Ich öffnete die Tür und sah den Hund weglaufen. Er war nicht einmal sehr schnell, nahezu gemütlich trabte er über das Pflaster des Innenhofs.

Was das Erscheinen des Hundes bedeuten sollte, wußte ich auch nicht. Möglicherweise war er als Lockvogel erschienen, wollte uns vielleicht eine Botschaft übermitteln.

Er wandte sich nach rechts, wo auch die Stallungen, die Gesindehäuser und die Kapelle lagen. Dort verschwand er in einer Spalte im grauen, von Kriechpflanzen überdeckten Mauerwerk.

Eines war sicher. Kelso hatte sich geirrt. Dieser Hund war normal und kein Vampirhund. Ich hatte sein Gebiß sehen können, als er durch das Fenster schaute.

Kate kam zu mir. »Nun?« fragte sie leise. »Sind Sie jetzt schlauer geworden?«

»Nicht, was Ihre Großeltern betrifft. In mir festigt sich immer mehr der Eindruck, daß sie überhaupt nicht mehr hier wohnen. Sie müssen die Burg verlassen haben.«

»Ohne mir etwas davon mitzuteilen?« Kate räusperte sich. »Das kann ich einfach nicht glauben.«

»Manchmal gibt es triftige Gründe, die dazu führen, daß man mit seinen Entschlüssen nicht länger warten kann.«

»Bei meinen Großeltern lief alles in geregelten Bahnen ab.« Sie sprach den Satz fast gequält aus.

»Sind Sie da sicher? Was kannten Sie von den beiden? Nichts oder wenig. Sie haben sie kaum gesehen.«

Kate erwiderte nur wenig darauf und gab mir auch recht. Dann fügte sie noch einen Satz hinzu. »Das Schloß ist mir unheimlich geworden, ich habe etwas Böses verspürt.«

»Und was?«

»Keine Ahnung. Ein Hauch vielleicht. Es kann ein Gruß aus dem Totenreich gewesen sein, den man mir geschickt hat. Vielleicht sogar von meinen Großeltern.«

»Dann rechnen Sie damit, daß Ihre Großeltern nicht mehr am Leben sind?«

Ihr Blick wurde starr. »Ich schließe die Möglichkeit zumindest nicht aus. Man kann sie ermordet haben. Die Burg liegt an exponierter, leider auch einsamer Stelle…«

»Wir wollen nicht gerade das Schlimmste annehmen. Möglicherweise war das Erscheinen des Hundes auch ein Hinweis, dem wir folgen sollten, Kate.«

»Wo ist der Hund denn jetzt?«

»Er hat eine Lücke im Gemäuer gefunden.« Ich erklärte ihr, wo er verschwunden war. »Gibt es dort etwas Besonderes?«

»Nein, man kann auch zur Kapelle gelangen, wenn ich mich richtig erinnere.«

»Dann sehen wir mal nach.«

»In der Kapelle haben sich meine Großeltern oft aufgehalten. Sie gehörte zu ihren Lieblingsplätzen. Sie mochten die Ruhe und die Einsamkeit. Beide sind sehr gläubig.«

Mir gefiel die Stille auch nicht. Sie war einfach anders als sonst. Irgendwie unnormal. Drückend, möglicherweise auch quälend. Obwohl ich niemand sah, fühlte ich mich beobachtet. Meine Gedanken glitten wieder zurück zu den Vampiren und machten dann einen Sprung. »Sagen Sie mal, Kate, gibt es hier auch so etwas wie eine Familiengruft?«

Sie blieb stehen und legte ihre Handfläche gegen das Mauerwerk.

»Wie kommen Sie gerade darauf?«

»Es war nur eine Frage.«

»Ich weiß nicht so recht, glaube aber, daß man unter der Kapelle so etwas finden kann.«

»Mit einem Zugang, nehme ich an.«

»Den müßte es auch geben.« Kate hielt mich am Arm fest. »Wollen Sie etwa dorthin?«

»Wenn es sein muß.«

»John, Sie machen mir Angst. Man geht nicht in fremde Gräber oder Grüften.«

»Im Normalfall nicht, aber ich denke da an gewisse Ausnahmen.«

»Können Sie mir das nicht näher erklären?«

Ich lächelte. »Wollen wir uns nicht zuerst in der Kapelle umsehen, Kate?«

Ihr Gesicht verschloß sich. »Wie Sie meinen.«

Wir nahmen den gleichen Weg, den auch der weiße Hund gegangen war. Es war eng zwischen den Mauern. Wir mußten hintereinander

gehen. Auch hier hatte das Unkraut seinen Platz gefunden.
Es wuchs so hoch, daß es fast unsere Knie erreichte.
Nach dem Durchgang erreichten wir einen kleinen Platz. Er lag im Schatten der hohen Mauer. Rechterhand befand sich ein kleines Gebäude, ebenfalls aus den grauen Steinen errichtet. Der schmale Glockenturm wirkte wie ein viereckiger Schornstein.
Die Kapelle konnte man als schlichtes Bauwerk bezeichnen. Sie besaß nur kleine Fenster. Die Holztür war verwittert, ebenso wie das dort eingeschnitzte Motiv. Es zeigte eine Szene aus dem Kreuzweg.
Auf der Klinke lag eine dicke Rostschicht. An einigen Stellen aber war sie abgekratzt oder abgeschabt. Für mich ein Zeichen, daß jemand die Klinke benutzt hatte.
»Früher habe ich mich nie davor gefürchtet, die Kapelle zu betreten«, sagte Kate. »Heute sieht es anders aus, ganz anders.«
»Wieso?«
»Kann ich Ihnen nicht sagen, John. Ich bin nur froh, daß Sie mich mitgenommen haben.«
Ich öffnete die Tür. Es war nicht einfach, weil sie klemmte. Ich mußte schon einige Male ziehen, um sie so weit aufzubekommen, daß wir über die Schwelle treten konnten.
Mauern wie diese halten Wärme und Kälte gleichermaßen ab. In der Kapelle herrschte eine angenehme Temperatur. Durch den Raum flutete Dämmerlicht. Die schmalen Betbänke warfen Schatten.
Sie standen in nur einer Reihe vor dem kleinen Altar.
Es dauerte eine Weile, bis sich unsere Augen an das Licht gewöhnt hatten. Als wir dann besser sahen, machten wir auch die erste, ungewöhnliche Entdeckung.
An den Innenwänden hatten mal Bilder gehangen. Möglicherweise vom Kreuzweg, wie in fast jeder Kirche.
Die Bilder lagen jetzt am Boden und waren zerstört worden.
Zerhackt und zerschlagen. An ihnen hatte jemand seinen Haß und seine Wut ausgelassen.
Kate stand regungslos neben mir. »Wer tut denn so etwas?« hauchte sie. »Das ist eine Beleidigung des…«
»Bestimmt nicht Ihre Großeltern.«
»Dann müßten andere Personen auf dieser Burg gewesen sein.«
»Das kann durchaus sein.«
»Und wer, bitte schön?«
»Wir werden sehen.« Ich schritt an den zerstörten Bildern vorbei auf den Altar zu.
Meine Schritte waren die einzigen Geräusche innerhalb der Stille.
Die von Kate waren kaum zu hören.
Auch der Altar hatte sich dem Baustil der Kirche angepaßt. Er war sehr schlicht, aber gerade deshalb gefiel er mir so außergewöhnlich

gut. In jeder Kirche, sei sie auch noch so klein, findet man Kreuze.

Nur hier nicht.

Kein einziges dieser christlichen Symbole entdeckte ich an den Wänden. So etwas war mir nicht neu. Vor einiger Zeit war mir in Brüssel so etwas aufgefallen, als wir ein altes Kloster besuchten.

Diese Kapelle wurde entweiht.

»Ich habe mich nicht geirrt, John. Hier hat das Böse Einzug gehalten. Glauben Sie mir. Diese Kapelle ist anders als früher, ganz anders. Himmel, in was geraten wir da hinein?«

»Wo befindet sich der Zugang zur Gruft?«

»Ich weiß es nicht mehr.«

»Überlegen Sie, Kate.«

»Es ist alles so lange her«, flüsterte sie. »So verflixt lange. Außerdem hat mich eine Gruft als Kind nie interessiert. Ich fand sie einfach als zu unheimlich. Ich hatte immer davor Angst, verstehen Sie? Man ging als Kind doch nicht dort hinein. Da lauerte der Tod und…« Sie hatte sehr schnell gesprochen, wahrscheinlich wollte sie ihre Angst damit übertünchen.

Ich war hinter den Altar gegangen. Dort lag ein Metallkreuz. Bestimmt hatte es sonst auf der Platte gestanden. Jemand hatte das Kreuz mit großer Kraft verbogen und es zu Boden geworfen. So etwas war nur in einem Anfall von Haß passiert.

Vampire hassen Kreuze, aber sie sind nicht in der Lage, sie auch anzufassen. Verbogen mußte es also einer ihrer Helfer haben. Ich hatte mich schon längst gefragt, ob Sir Walter und Lady Freya möglicherweise zu Vampiren geworden waren. Es war momentan einfach die naheliegendste Lösung.

Eine schmale Tür erregte meine Aufmerksamkeit. »Was liegt dahinter?« fragte ich Kate.

Sie hob die Schultern. »Ich weiß es leider nicht mehr. Habe es vergessen.«

Ich öffnete die Tür. Auch sie klemmte. Beim Aufziehen schrammte sie über den Boden. Dahinter lag ein sehr kleiner und düsterer Raum, die Sakristei.

Da der Raum nur ein kleines, lukenhaftes Fenster besaß, sickerte kaum Licht hinein. Ich holte meine schmale Leuchte hervor und tastete mit dem Lichtstrahl den Boden ab.

Es war gut so, sonst wäre mir die offene Stelle vielleicht nicht aufgefallen.

Auch Kate, die hinter mir stand, hatte die Luke entdeckt. »Das ist der Zugang zur Gruft.«

»Wer sagt's denn?«

»Wollen Sie wirklich dort hinunter?«

»Ja.« Ich war schon bis an den Rand getreten und leuchtete über eine

alte staubige Steintreppe. Was sich ihr anschloß, konnte ich leider nicht erkennen, es verschwamm in der Finsternis unter der Erde.

»Wenn Sie hier oben bleiben wollen, Kate, ich habe nichts dagegen.«

»Nein, nein.« Sie redete hastig. »Auf keinen Fall. Allein fürchte ich mich.«

»Gut, ich gehe vor.«

Die Stufen waren ziemlich hoch, dabei noch sehr schmal, so daß ich achtgeben mußte, nicht auszurutschen. Der Lampenstrahl zeichnete mir den Weg vor.

Über die Größe der Gruft war ich überrascht. Sie zog sich auch noch unter der Kapelle her und war bestückt mit Steinsarkophagen, in denen die Vorfahren der Kate Manderston lagen.

Eine unheimliche Atmosphäre hielt uns umfangen. Tod und Vergessenheit breiteten sich aus. Die Decke war niedrig. Spinnweben hingen wie kleine Netze herab und warteten darauf, unsere Gesichter streicheln zu können.

Ich zog den Kopf ein, als ich mich den alten, mit Staub bedeckten Sarkophagen näherte.

Die ersten beiden schon machten mich mißtrauisch. Jetzt, wo ich sie direkt anleuchtete, stellte ich fest, daß ihre Oberteile verschoben waren. Es hatte den Anschein, als wäre jemand diesen steinernen Ruhestätten entstiegen.

Auch Kate hatte dieses Phänomen entdeckt. Sie schaute ungläubig.

»Sind die Toten etwa…?« Ihre Stimme stockte.

Ich hob nur die Schultern. »Manchmal erlebt man Dinge, Kate, die muß man hinnehmen. Man darf nur nicht darüber nachdenken. Helfen Sie mir mal, bitte.«

»Was haben Sie vor?«

»Ich will die Deckel weghaben.«

»Und dann?«

»Kate, in diesem Schloß gibt es ein Geheimnis, das wir lösen müssen. Ein Rätsel, das durchaus schrecklich sein kann, furchtbar, wenn Sie verstehen.«

»Wissen Sie denn mehr als ich?«

»Nein, aber ich habe einen Verdacht. Bitte, Kate, fassen Sie mit an, daß wir die Deckel wegkriegen.«

Sie tat es nicht gern. Auch ich hätte lieber darauf verzichtet, es mußte aber sein.

Ich klemmte die Lampe zwischen die Zähne. Wir faßten den Sarkophagdeckel an zwei verschiedenen Enden an. »Bitte schräg zur Seite schieben!« sagte ich. »Und nicht auf den Boden fallen lassen.«

»Okay.« Ihre Stimme zitterte leicht.

Es war eine schweißtreibende Arbeit. Nur langsam bewegte sich das Oberteil. Das dabei entstehende, kratzende Geräusch hinterließ bei

Kate eine Gänsehaut.
Sie schaute nicht in den Sarg hinein, wahrscheinlich ahnte sie etwas. Ihr Blick glitt an mir vorbei, als sie sich anstrengte und wir es schließlich geschafft hatten.
Die Lücke war so groß, daß wir auch in den Sarkophag hineinblicken konnten.
Ich leuchtete noch mit der Lampe nach.
Im gleichen Augenblick zitterte Kates schriller Schrei durch die Gruft.
Sie hatte den Toten im Sarg gesehen!

***

Er bot ein schreckliches Bild. Sein Gesicht, den Hals und einen Teil der Schulter sahen wir.
Kate war zurückgewichen und hatte die Hände um ihren Hals gepreßt, als wollte sie sich selbst erwürgen. Sie brauchte mir keine Erklärung zu geben, ich wußte gleich, daß es ihr Großvater war, der dort im Sarkophag lag.
Man hatte ihn getötet. Allen Anzeichen nach mußte er mit dem weißen Hund gekämpft und diesen Kampf verloren haben. Ein Vampir jedenfalls war er nicht.
Auf eine nähere Beschreibung der Leiche möchte ich verzichten.
Statt dessen kümmerte ich mich um Kate, die der Schock tief getroffen hatte. Sie hockte am Boden, mit dem Rücken an der Wand, und weinte leise vor sich hin.
Ich kannte Situationen wie diese hier und wußte auch, daß Kate Zeit brauchen würde, um dieses Erlebnis zu verkraften. Deshalb ließ ich sie in Ruhe und kümmerte mich um den zweiten Sarkophag.
Unter großer Kraftanstrengung gelang es mir, auch diesen Deckel so weit zur Seite zu schieben, daß ich hineinschauen konnte.
Auch hier lag ein toter Mensch.
Es war eine Frau. In ihren weißen Haaren klebten Blutspritzer. Sie war auf die gleiche Art und Weise umgekommen wie ihr Mann. Sir Walter Manderston und Lady Freya konnte niemand mehr helfen.
Man hatte sie umgebracht und die Leichen in die beiden Sarkophage gelegt.
Aber wer hatte zuvor in den letzten Ruhestätten gelegen? Oder waren sie vielleicht frei gewesen.
Darauf hätte mir Kate eine Antwort geben können. Sie war dazu noch nicht in der Lage.
Ich untersuchte die übrigen Sarkophage. Sie alle sahen unberührt aus. Niemand hatte sich an ihnen zu schaffen gemacht.
Unter meinen Sohlen knirschten Dreck und Staub, als ich auf Kate Manderston zuging. Sie hörte mich kommen, ihre Hände sanken nach unten, dann schaute sie mich an.

»Das ist doch ein Traum, John, nicht wahr? Sagen Sie mir, daß es ein Traum ist!«

»Tut mir leid, Kate, aber es ist die Wirklichkeit.«

»Die Wirklichkeit«, wiederholte sie. »Die verfluchte, grausame Wirklichkeit.« Sie schüttelte den Kopf. »Ich kann es nicht fassen. Das ist doch alles nicht wahr. Meine Großeltern haben niemandem etwas getan. Wie kommen sie in die Särge?«

»Man hat sie getötet.«

»Wer?« schrie Kate.

»Es war vielleicht der Hund!«

Sie nickte und drehte sich plötzlich heftig um, bevor sie auf die Füße sprang. »Ich will hier raus, John. Verdammt, ich will hier raus! Ich kann nicht länger bei den Toten bleiben.«

»Das sollen Sie auch nicht.«

»Dann lassen Sie uns gehen – bitte.«

»Einen Moment noch. Ich will Sie etwas fragen, weil ich sichergehen möchte.«

»Was denn?« schluchzte sie.

»Sind die Toten Ihre Großeltern?«

»Ja!« Die Antwort klang sehr leidend.

»Sie sind sich dabei hundertprozentig sicher?« Ich mußte doch noch einmal nachhaken. Mittlerweile war ich zu der Überzeugung gelangt, in ein Komplott hineingeraten zu sein, mit dem Kate und ich allerdings nichts zu tun hatten.

»Hören Sie doch auf zu fragen. Wer soll es denn sonst gewesen sein, wenn nicht meine Großeltern?«

»Gut, wir gehen davon aus, daß man beide tatsächlich umgebracht hat. Nächste Frage: Wer hat vor ihnen in den beiden Särgen gelegen, und wo sind diese Toten jetzt?«

Kate Manderston starrte mich an. Im Licht der Gruft wirkte ihr Gesicht wie von dünnen Spinnennetzen überzogen. Sie mußte nachdenken, hob die Schultern und schaute zu Boden. »Ich bin überfragt«, sagte sie schließlich. »So genau habe ich darüber nicht nachgedacht.«

»Einen Teil der Antwort kann ich Ihnen geben, Kate. In diesen beiden Särgen haben ebenfalls Mitglieder der Familie Manderston gelegen. Als Tote, versteht sich.«

»Klar.«

»Kennen Sie die Namen?«

»Nein, ich weiß nicht so viel über meine Familie. Aber die Namen sind wohl in die Deckel eingraviert worden. Wenn Sie nachschauen wollen, John.«

Die Idee war gut. Leider entdeckte ich auf den Sarkophag-Deckeln keinerlei Hinweise. Es gab auch keine Tafeln an den Wänden. In der

Gruft standen nur die Särge, für mich waren sie zu namenlosen Totenkisten degradiert worden.

»Meine Vorfahren«, sagte Kate, »hier sind nur meine Vorfahren beerdigt worden.«

»Und Ihre beiden Großeltern.« Ich ging wieder zu ihr. Sie hatte sich erhoben, lehnte neben der Treppe an der Wand und zitterte.

»Wer?« fragte sie flüsternd. »Wer kann so etwas getan haben?«

»Es sieht danach aus, als hätte sie der Hund getötet.«

»Gut – und dann?«

Ich hob die Schultern. »Jetzt müssen wir leider spekulieren. Wir können eigentlich davon ausgehen, daß es noch weitere Personen gibt, die sich in der Burg oder zumindest in deren Nähe aufhalten. Sie müssen die Toten in die Sarkophage gelegt haben.«

»Dann wären sie möglicherweise noch hier.«

»Damit müssen wir rechnen.«

Kate schluckte. Sie hatte Mühe, sich unter Kontrolle zu halten. Unwillkürlich glitt ihr Blick die Stufen hoch, dort stand niemand. »Sie reden wie ein Polizist, John«, sagte sie.

»Das ist gut möglich.«

»Sind Sie einer?«

Ich lächelte knapp. »Ja, so kann man es sehen. Ich bin Beamter bei Scotland Yard.«

»Was machen Sie hier?«

Die ganze Wahrheit wollte ich ihr nicht sagen. »Ferien. Ich bin gekommen, um Ferien zu machen. Das ist alles.«

Kate nickte. »Da habe ich aber Glück gehabt, daß ich Sie traf, John. Ohne Sie wäre ich bestimmt durchgedreht.«

Ich winkte ab. »Es hält sich in Grenzen. Das mit Ihren Großeltern tut mir leid. Jedenfalls müssen wir uns für die nahe Zukunft etwas einfallen lassen.«

»Mördersuche, nicht?«

»So ist es.«

»Ich werde Ihnen helfen.«

Mein Lächeln irritierte sie für einen Moment. »Vielleicht wäre es besser, wenn Sie abreisten und mir den Fall überließen. Sie können den Jeep nehmen und in die nächste Stadt fahren.«

»Dann wollen Sie allein hier oben…?«

»Natürlich. Es bleibt mir nichts anderes übrig.«

»Ja und nein.« Kate stellte sich aufrecht hin. »Ich werde fahren und mit Verstärkung zurückkommen. Es wird am besten sein, wenn Sie sich solange verstecken, bis ich wieder da bin.«

Um sie loszuwerden, stimmte ich zu. »Dann sollten Sie aber bald fahren.«

»Das tue ich auch.«

Wir verließen den düsteren Todeskeller. Kate schüttelte sich noch einige Male, wahrscheinlich dachte sie wieder an den schrecklichen Fund. Ich hielt natürlich die Augen offen, den weißen Hund konnte ich leider nicht entdecken.

Auch von den Vampiren sah ich nichts. Die Burg war groß, sie konnten sich an zahlreichen Orten verborgen haben. Ich würde das alte Gemäuer durchsuchen, sobald Kate abgefahren war. Zudem ging ich davon aus, daß sie erst am nächsten Tag wiederkommen würde.

Ich gab ihr noch Sukos Telefonnummer in London. »Diesen Mann rufen Sie bitte an. Er wird alles Weitere in die Wege leiten.«

»Meinen Sie?«

»Wenn ich Ihnen das sage.« Ich holte den Zündschlüssel hervor und warf ihn ihr zu. »Gute Fahrt.«

Kate verabschiedete sich. »John, bitte, geben Sie auf sich acht.« Sie drückte mich an sich.

»Werde ich machen.«

Kate stieg ein. Ich schaute ihr nach, bis sie hinter der ersten Kurve verschwunden war.

Dann ging ich wieder zurück. Auf mich warteten andere Aufgaben - oder die Blutsauger…

***

Kate Manderston fuhr wie im Traum. Erst jetzt, wo sie allein war und niemanden mehr hatte, mit dem sie reden konnte, kam ihr so richtig zu Bewußtsein, was geschehen war.

Ihre Großeltern lebten nicht mehr!

Sie mußten auf furchtbare Art und Weise ums Leben gekommen sein. Den Anblick der beiden in den Särgen liegenden Menschen würde Kate nie und nimmer vergessen können. Er war einfach zu schrecklich gewesen. Sie fragte sich auch jetzt, ob es richtig war, was sie tat. Einfach wegzufahren und Sinclair allein zu lassen.

Aus diesem Mann wurde sie einfach nicht schlau. Gehörte er tatsächlich zur Polizei, oder hatte er ihr das auch nur einfach erzählt?

Sie hätte sich den Ausweis zeigen lassen sollen, doch wer denkt in diesen Streßlagen schon an so etwas?

Kate gehörte zu den jungen Frauen, die gern Auto fuhren und auch mit vielen Modellen zurechtkamen. Mit diesem Jeep aber hatte Kate so ihre Schwierigkeiten. Die Schaltung bereitete ihr Mühe, auch das Lenken, denn die Kurven waren doch ziemlich eng.

Die Burg war längst zurückgeblieben. Auch im Spiegel konnte sie das Gemäuer nicht mehr erkennen, der dunkle Wald verdeckte es wie ein großer Schatten.

In London anrufen, Hilfe holen war das alles so richtig? Sie wußte es nicht und mußte sich einzig und allein auf diesen ihr fremden

Menschen verlassen.

Wieder verengte sich der Weg. Die Rechtskurve lag vor ihr. Sie kurbelte mit beiden Händen am Lenkrad. Der Jeep reagierte etwas schwerfällig. Gleichzeitig mußte sie mit dem Tempo herunter. Ihr Fuß drückte das Bremspedal tiefer.

Dann stand er da!

Zuerst sah Kate ihn nicht. Er kam ihr vor wie ein Fremdkörper.

Leider war er dies nicht, dieses Wesen existierte.

Es war der weiße Hund!

Der Killer, der Mörder, der keine Gnade kannte und durch seine Bisse die tödlichen Wunden hinterließ.

Vielleicht hätte Kate beschleunigen sollen, das tat sie nicht. Sie trat das Pedal bis zum Anschlag durch. Die profilstarken Reifen des Jeeps griffen sofort, der Wagen stand.

Auch der Hund bewegte sich nicht. Er kam Kate vor, wie zu Stein erstarrt. Nicht einmal die Härchen des Fells zitterten. Auch die Augen blieben kalt und ohne Ausdruck. Sie stierten Kate an.

Jetzt bereute sie erst recht ihre Flucht aus der Burg. Sie hätte damit rechnen müssen, daß der Hund die Verfolgung aufnahm. Zu einer Umkehr war es jetzt zu spät.

Starr blieb Kate Manderston sitzen. In ihrem Gesicht rührte sich ebenfalls kein Muskel. Wenn sie atmete, dann durch die Nase. Obwohl sie es selbst nicht sehen konnte, spürte sie doch, wie bleich sie geworden war. Ihr Herzschlag hämmerte, und das Schweigen umgab sie wie eine gewaltige unsichtbare Glocke.

Sie und dieser weiße Hund mit den rötlichen Augen schienen die einzigen Lebewesen auf der Welt zu sein.

Die Bestie tat nichts. Sie wartete anscheinend auf eine Reaktion der Frau, aber auch Kate hielt sich zurück. Nur keine Panik jetzt, das würde alles nur schlimmer machen.

Den Motor hatte sie vor Schreck abgewürgt. Sie traute sich auch nicht, ihn wieder zu starten. Das Geräusch hätte den verdammten Hund zu einem Angriff verleiten können.

So blieb sie ruhig sitzen.

Kate wußte nicht, wieviel Zeit vergangen war, bevor sich der Hund regte. Er senkte den Kopf, als würde er sich schämen. Er besaß eine spitze Schnauze und schnüffelte damit über den Boden.

Zwei, drei müde wirkende Schritte machte er auf das Fahrzeug zu, ohne allerdings zu springen. Auf Kate wirkte er interessenlos.

Sie *mußte* vorbei.

Wenn sie anschließend Gas gab und so schnell wie möglich fuhr, konnte sie dem Hund vielleicht entwischen. In den Kurven war sie zwar nicht schneller, aber weiter unten am Hang, wo die Strecke geradeaus weiterführte, konnte sie Boden gewinnen.

Vorausgesetzt, sie schaffte es bis dorthin.
Noch immer traute sich Kate nicht, den Motor anzulassen. Sie fürchtete sich vor diesem Geräusch. Behutsam nahm sie den Fuß vom Bremspedal weg.
Der Jeep rollte auf der Gefällstrecke sofort an. Kate saß angespannt und auch verkrampft hinter dem Lenkrad. Sie hielt es fest wie einen letzten Rettungsanker. Die Konzentration hatte ihr den Schweiß auf die Stirn getrieben. Sie spürte ihn kaum. Kate wollte nur diesem weißen Killerhund ausweichen.
Dabei versuchte sie, den Jeep um den Körper herumzulenken.
Kate schwitzte. Sie war so angespannt, daß bei ihr das große Zittern begann. Jetzt wäre sie nicht mehr in der Lage gewesen, den Jeep normal zu lenken.
Der Killerhund störte sich nicht an ihr.
Er hielt den Kopf nach wie vor gesenkt und schnüffelte über dem Boden.
Jetzt erreichte sie ihn.
Es wurde noch schwieriger für Kate. Einerseits mußte sie sich auf die Strecke konzentrieren, zum anderen natürlich auf den Hund.
Der befand sich schon auf gleicher Höhe mit dem Wagen und tat noch nichts. So wie er sich gab, schien ihn die Frau überhaupt nicht zu interessieren. Das änderte sich Sekunden später.
Urplötzlich erwachte er aus seiner Erstarrung. Aus dem Augenwinkel bekam Kate die Bewegung mit. Sie blieb starr sitzen, über ihre Lippen drang ein leiser Schrei, der weiße Hund drehte seinen Körper zu ihr hin – und sprang.
Der Schatten flog auf Kate zu. Er jagte hinweg über den Rand der Tür. Kate versuchte noch alles, tat genau das Falsche und verriß das Lenkrad. Der Wagen kam zu weit von der Straße weg, er geriet mit dem Vorderrad über den Rand, kippte weg und landete im Graben.
Auch Kate konnte sich nicht mehr halten. Sie wurde nach links auf den Beifahrersitz geschleudert und hörte von der rechten Seite das gefährliche Knurren des Tieres.
Der Hund war noch nicht in ihren Wagen gesprungen. Er hatte sich mit den Pfoten aufgestützt, machte seinen Körper aber lang. Es konnte sich nur mehr um Sekunden handeln, dann war er über Kate.
Die nutzte die Zeit. Sie entriegelte mit fliegenden Fingern die Beifahrertür und brach sich dabei noch einen Nagel ab.
Kate wollte nur weg.
Sie kippte aus dem Wagen, landete im Straßengraben und sah vor sich die Böschung.
Kate raffte sich auf.
Hinter ihr hatte der weiße Hund vom Jeep Besitz ergriffen. Sie hörte sein bösartig klingendes Knurren, unterlegt von einem widerlich

klingenden Hecheln.

Kate wunderte sich selbst, daß diese furchtbaren Geräusche sie anspornten. Sie raffte sich auf, klammerte sich am Gras der Böschung fest und lief auf allen vieren weiter.

Den Wald sah sie als Versteck. Er kam ihr sicherer vor als die Straße, wo der Hund bestimmt schneller sein würde. Wie sie die ersten Bäume erreichte, wußte sie selbst nicht zu sagen. Jedenfalls war sie plötzlich da und klammerte sich an den Zweigen fest.

Einer brach, der andere hielt. Sie zog sich höher, tauchte unter einem Ast hinweg und stolperte in den Wald, der an dieser Stelle sehr dicht war.

Leider stieg der Boden steil an. Kate mußte sich an Zweigen und Ästen festklammern, um vorwärts zu kommen.

Sie schwitzte stark, aber sie machte weiter.

Dann brach sie zusammen.

Nicht, weil sie zu erschöpft gewesen wäre, sie war einfach mit dem rechten Fuß in ein Loch getreten, das sie zuvor nicht hatte entdecken können, weil es unter Laub versteckte gewesen war.

Kate fiel auf die rechte Seite, wollte sich wieder hochraffen und hörte die Geräusche des Hundes.

Er kam.

Nicht nur mit seinen Pfoten wühlte er sich durch das alte Laub, sein drohendes Knurren klang Kate Manderston entgegen.

Sie rollte sich auf die Seite. Ihre Arme wühlten das feuchte Laub hoch, Halt fand sie kaum, und so mußte sie mitansehen, wie der Körper sich ihr immer mehr näherte.

Das Maul war geöffnet. Sie sah das weiße, schreckliche Gebiß. Die Zunge schlug hervor wie ein langer Lappen, er wühlte sich weiter und setzte zu einem mächtigen, bogenförmigen Sprung an, der ihn genau auf Kate zukatapultierte.

Sie sah den weißen Hundekörper schräg auf sich zufliegen. Weit hielt sie die Augen offen. Die Furcht steigerte sich zu einer rasenden Todesangst, und sie konnte nicht einmal schreien.

Da erwischte sie der Körper.

Der schwere Hundebalg hämmerte gegen sie. Kate spürte das Auftreffen der Pfoten wie Hammerschläge, die sie in das weiche Laub zurückdrückten.

Jetzt hätte sie schreien müssen, ihre Kehle war zu. Sie spürte unter sich die weiche Masse des Laubs und auf sich den schweren weißen Killerhund. Er hatte den Kopf gesenkt. Das weit geöffnete Maul schwebte über ihrem Gesicht. Den Kopf hatte das Tier gedreht, als wollte es mit dem ersten Biß die Kehle der Frau durchtrennen.

Aus dem offenen Maul schlug ihr ein ekliger Geruch entgegen, der wie ein feuchter Windhauch über ihr Gesicht streifte.

Kate Manderston schloß mit dem Leben ab. Diese Bestie hatte ihre Großeltern getötet. Weshalb sollte sie dann noch damit zögern, auch sie in den Tod zu schicken?

Da hörte sie den Pfiff!

Es war ein schriller Laut, der zwischen den Bäumen wetterte und echote. Ihm folgte ein Lachen.

Kate hatte das Gefühl, als würde sich der Teufel persönlich über ihre Lage freuen…

***

Der weiße Hund biß nicht zu!

Dennoch ging es Kate kaum besser. Die Todesangst blieb nach wie vor und hatte sie starr gemacht. Sie schaute gegen die Kronen der Bäume, wo sich die Blätter zitternd im Wind bewegten. Ihr war plötzlich kalt und heiß zugleich.

Ein zweiter Pfiff klang auf.

Diesmal nicht so laut, eher gedämpft, doch der Hund parierte augenblicklich.

Er zog sich mit einem Sprung zurück.

Zunächst konnte Kate nicht glauben, was sie da sah. Sie lebte noch, das Tier hatte nicht zugebissen. Es kam ihr vor wie ein kleines Wunder, aber sie schaffte es trotzdem nicht, sich auf die Füße zu stellen. Wie erdrückt blieb sie im feuchten Laub liegen, das in ihrer unmittelbaren Nähe anfing zu rascheln.

Es bewegte sich nicht von allein, denn jemand durchmaß es mit schweren Schritten.

Er kam jetzt auch näher und näher, sie schielte in die Höhe und sah plötzlich den Schatten, der über sie fiel.

Der Schatten eines Menschen!

Kate wußte nicht, ob sie jubeln sollte. Der Ankömmling mußte zu dem Hund gehören, wenn dieser schon auf seinen Pfiff reagierte.

»Sie können aufstehen, Miß!«

Kate blieb liegen und lauschte der Stimme. Sie hatte sie noch nie zuvor gehört, diese Sprache war ihr völlig fremd.

»Hoch mit dir!«

Kate zog die Beine an. Ihre Knie zitterten. Auf dem weichen Boden hatte sie Mühe, Halt zu finden. Sie blieb schließlich stehen und hielt sich an einem Ast fest.

Vor ihr stand ein Fremder.

Da er sich etwas erhöht aufhielt, kam er ihr vor wie ein Riese. Er trug eine dunkelgrüne Tarnkleidung, man konnte auch Kampfanzug dazu sagen, und die untere Hälfte seines Gesichts wurde von einem dunklen, wild wuchernden Bart eingenommen. Das Haar verschwand unter einer Mütze mit einem breiten Schirm an der Vorderseite.

Sein Lächeln war kalt, überheblich und auch grausam. Der Blick seiner Augen ebenfalls. Zudem war er schwer bewaffnet. Kate sah in seinem breiten Gürtel einen Revolver und ein Kampfmesser. Über die linke Schulter hatte der Mann eine Maschinenpistole gehängt.

Der mußte aus dem Camp unten im Tal gekommen sein. Aber was hatte er mit dem weißen Hund zu tun? Gehörte das Tier zu ihm?

»Wer sind Sie?« krächzte Kate.

Er schaute sie nur an.

»Wollen Sie mir Ihren Namen nicht sagen?«

»Und wollen Sie sich nicht für Ihre Lebensrettung bei mir bedanken?«

»Ich weiß nicht.« Kate schielte nach rechts, wo sich der Hund in angemessener Entfernung aufhielt und alles beobachtete.

»Was wissen Sie nicht?«

»Ob ich bei Ihnen wirklich besser dran bin.«

Der Mann lachte. »Bei mir ist jeder gut aufgehoben. Auch der Hund. Er gehorcht mir. Er tut genau, was ich will. Wenn ich ihm sage, er soll dich zerfetzen, Mädchen, dann tut er es.«

»Weshalb?« schrie sie plötzlich.

»Was habe ich Ihnen getan? Gar nichts, wir kennen uns nicht einmal.«

»Das stimmt. Nur hättest du in der Burg bleiben sollen. Ich will nicht, daß du Hilfe holst oder herbeitelefonierst. Haben wir uns verstanden?«

»Ja.«

Der Mann winkte ihr zu, aber Kate blieb stehen. »Ich will wissen, wer Sie sind, Mister!«

»Sagen Sie Kelso!«

»Und Sie gehören zum Camp?«

»Sicher.«

Der weiße Hund kam näher. Er knurrte, und Kelso begann leise zu lachen. »Er spürt, daß du nicht gehorchen willst, Mädchen. Ich würde an deiner Stelle nicht stehenbleiben.«

Kate nickte. Sie sah die ausgestreckte Hand und ließ sich von Kelso hochziehen.

Für einen Moment preßte er sie an sich. In seinen Augen lag ein wildes Funkeln. »Wenn die Sache vorbei ist, Kleine, werden wir beide uns mal näher miteinander beschäftigen. Darauf freue ich mich besonders.«

Kate versteifte sich. »Was meinen Sie damit?«

»Was machen wohl Männlein und Weiblein miteinander, Süße? Muß ich dir das noch erklären?«

»Und wenn ich nicht will?«

Kelso lachte. »Du hast zu wollen, Süße. Du bist schließlich Kate Manderston.«

»Woher kennen Sie meinen Namen?«

»Ganz einfach, ich habe ihn gehört. Sie sprachen ja laut genug.«

Kate hatte verstanden. »Meinen Sie im Schloß?«

»Genau.«

Da senkte sie den Kopf. Ihre Gedanken rasten. Sie hob die Schultern. »Waren Sie in der Burg?«

»Ja.«

»Dann haben Sie uns auch belauscht?«

»Das war einfach.«

Kate schaute wieder auf den Hund. Sie dachte an ihre toten Großeltern. »Wenn der Hund Ihnen gehorcht, Kelso, werden Sie auch dafür gesorgt haben, daß meine Großeltern…«

Er lachte sie an. »Nein, ich habe sie nicht umgebracht.«

»War es der Hund?«

»Ja, auch.«

»Wieso?«

»Weißt du, Mädchen, es gibt gewisse Dinge, in die ich dich nicht einweihen möchte. Noch nicht. Du sollst sie am eigenen Leibe erleben können. Hier in der Gegend hat sich manches getan, und deine Großeltern spielten eine entscheidende Rolle.«

»Als Tote oder…«

»Auch. Aber andere Dinge sind wichtiger. Wir beide werden jetzt einen Spaziergang machen. Ich muß dich so lange versteckt halten, bis es dunkel geworden ist.«

»Weshalb denn?«

»Diese Frage werde ich dir jetzt nicht beantworten. Ich habe schon meine Gründe. Verlaß dich darauf.«

»Wo bringen Sie mich hin?«

»In die Nähe der Burg. Du wolltest doch deine Großeltern besuchen.« Er lachte häßlich. »Das kannst du jetzt!«

»Wollen Sie mich in die Gruft stecken?«

»Nein, das wäre zu riskant. Ich muß mich zuvor noch um einen anderen kümmern. Sinclair ist da. Mit ihm werde ich nicht soviel Geduld haben wie mit dir.«

Kate senkte den Blick. »Und weshalb tun Sie das alles? Weshalb? Sagen Sie es mir!«

»Es geht um mich und meine Zukunft!« Er faßte sie roh an und schob sie vor. »Und jetzt keine Müdigkeit vortäuschen, Süße. Es geht weiter. Wir haben noch viel vor.«

Kate sah keine Chance, diesem Mann zu entwischen. Zudem paßte der weiße Killerhund noch auf. Beinahe brav trottete er neben den beiden her, doch die Blicke seiner Augen zeugten vom Gegenteil…

***

Ich war allein zurückgeblieben und fühlte mich relativ gut. Kate Manderston wäre für mich nur eine Belastung gewesen. So leer die Burg aussah, ich wollte einfach nicht daran glauben, daß ich die einzige Person war. Irgend jemand mußte sich noch in der Nähe befinden, abgesehen von diesem weißen Hund.

Zudem waren noch zwei Vampire unterwegs. Soldaten, die man zu Blutsaugern gemacht hatte. Konnte es für sie ein besseres Versteck geben, als die Gewölbe der Burg?

Vampire lieben die Dunkelheit. Sie hassen das Sonnenlicht. Wenn eben möglich, halten sie sich tagsüber versteckt. Und natürlich an Plätzen, wo kein Sonnenstrahl hindringt. Da sind natürlich die Keller, Grüften und Gewölbe in alten Burgen oder Schlössern.

Ich war noch einmal in die Gruft zurückgekehrt und hatte sie sehr genau durchsucht, aber leider nichts gefunden. Es war nur ein Eingang vorhanden. Es gab auch keine Geheim- oder Falltüren. Zudem hatte ich die restlichen Särge geöffnet und verweste Leichen gefunden. Skelette, zwei davon waren nur mehr Staub, bis auf die Reste eines Schädels.

Im Rittersaal fand ich mich schließlich wieder und überlegte mein weiteres Vorgehen.

Die Burg war ziemlich groß. Wenn ich sie durchsuchen wollte, mußte ich systematisch vorgehen. Da war es besser, ich fing an einer Seite an und ging dann über bis zur anderen.

Zwei Türme rahmten das Gemäuer ein. Der eine stand an der West-, der zweite an der Ostseite.

Ich entschied mich für den an der Westseite. Um ihn zu erreichen, nahm ich den äußeren Weg. Als Mensch kam ich mir im Vergleich zu der hohen Burgmauer zwergenhaft vor.

Wenn ich an ihr hochschaute, hatte ich das Gefühl, auf eine Steilwand zu blicken. Auf der Mauerkante hatten Raben ihre Plätze gefunden.

An der Westflanke packte mich der Wind. Er schüttelte mich durch und »kämmte« mir die Haare. Mein Blick glitt von hier aus weit über das Land, hinein in die Täler mit ihren kleinen Seen, der manchmal dunkelgrün wirkenden Landschaft, den sanften Hügeln, dem dichten Wald. In der Ferne zeichnete sich graublau und sehr schwach die Kulisse der Grampian Mountains ab.

Es war ein wunderschönes Land, dieses Schottland. Ein Gebiet zahlreicher Sagen, Mythen und Legenden.

Aber auch ein Land der Geister, der Dämonen und Vampire. Wo die alten Legenden plötzlich zu einer gefährlichen Realität wurden.

Ich konnte davon ein Lied singen.

Jeder Burgturm oder Söller besitzt einen Eingang. Das war auch hier nicht anders. Ich blieb vor der breiten. Holztür stehen und schaute sie

mir zunächst einmal an.

Wind und Wetter hatten das Holz gebleicht. Auch das Schloß sah sehr alt aus und war verrostet. Als ich die Tür öffnen wollte, sperrte sie. Verschlossen war sie nicht. So setzte ich meine Körperkraft ein.

Ich wuchtete mich gegen die Tür, bekam sie einen Spalt auf und zwängte mich hindurch.

Natürlich war es finster. Fenster gab es nicht.

Wieder mußte ich mich auf meine Lampe verlassen. Das helle Halogenlicht strahlte in den Turm und erwischte auch die ersten Stufen der in die Höhe führenden Wendeltreppe.

Im finderdick liegenden Staub entdeckte ich auf den Stufen die Abdrücke von Schuhen. Hier war vor mir jemand hochgelaufen.

Einer der Vampire vielleicht?

Ich rechnete damit, steckte das Kreuz griffbereit in die Tasche und lockerte die Beretta.

Dann erst machte ich mich auf den Weg.

Wer über eine Wendeltreppe einen Turm hochgeht, bekommt leicht einen Drehwurm. Damit es mir nicht so erging, setzte ich meine Schritte nur zögernd. Ich passierte die ersten Lukenfenster. Es sickerte nur wenig Tageslicht in die Finsternis. Der Ausschnitt verlängerte sich auf den Stufen zu einem grauen Schatten.

Ich lief weiter.

Spinnweben, Kriechtiere, der feuchte Geruch von Moder und Vergänglichkeit, das waren meine Begleiter auf dem Weg nach oben. Die gesamte Luft war schlecht zu atmen, ich spürte sie wie einen Druck.

Manchmal schleiften die dünnen Fäden auch über meine Stirn oder die Haare. Von der Decke fielen Wassertropfen. Ein paar klatschten in mein Gesicht.

Ich ging nicht zum erstenmal durch einen alten Burgturm. Ich hatte schon mehrere besichtigt und erforscht, auch die entsprechenden Turmzimmer. Davon sah ich hier noch nichts. Dafür sah ich bei einem Blick aus einer oberen Luke auf die Straße, die hinab ins Tal führte. Sofort entdeckte ich auf dem grauen Band ein Fahrzeug, den Jeep.

Ich verlor wahrscheinlich die Farbe im Gesicht. Mit einem Jeep war Kate Manderston losgefahren. Wenn mich nicht alles täuschte, lag der Wagen sogar in ihrer Fahrtrichtung.

Dann mußte Kate in den Graben gefahren sein. War sie abermals zu schnell gefahren? Das konnte ich mir nicht vorstellen, schließlich mußte ihr der erste Unfall Warnung genug gewesen sein.

Dort stimmte so einiges nicht!

Die Entdeckung hatte mich in Zugzwang gebracht. Wenn Kate, von wem auch immer, mit Gewalt gestoppt worden war, befand sie sich in den Händen dieses Unbekannten. Ein besseres Druckmittel gegen mich

konnte er gar nicht bekommen.
Allmählich wurde mir der Kragen eng. Außer dem weißen Hund hatte ich in dieser Burg kein anderes Lebewesen gesehen. Dennoch mußte sich hier oder zumindest in der Nähe jemand versteckt halten, der mit uns Katz und Maus spielte.
Ich überlegte, ob ich meinen Plan ändern und zum Jeep laufen sollte. Vielleicht war Kate verletzt und benötigte Hilfe. Diese Möglichkeit allerdings stufte ich als sehr gering ein. Ich ging davon aus, daß man sie aus ganz bestimmten Gründen gestoppt hatte.
Fragte sich nur, wer es getan hatte.
Allmählich geriet ich ins Schwitzen und entschloß mich, den Plan doch weiter zu verfolgen.
Bis zur Spitze des Turms war es nicht mehr weit. Dornröschen würde ich dort sicherlich nicht aus dem Schlaf holen, eher schon einen Vampir.
Die Treppe führte in einen letzten Bogen. Nur mehr wenige Stufen bis zum Ziel. Vor einer alten Tür blieb ich stehen. Licht sickerte durch einen Spalt, sie schloß nicht dicht. Diese Tür zu öffnen, bereitete mir auch weniger Schwierigkeiten als die unten am Turm. Ich rammte sie schon beim ersten Versuch auf und betrat die Spitze des Turms.
Es war eine viereckige Plattform mit einer relativ hohen Brüstung, die mir fast bis zum Hals reichte. Durch in das Gestein eingeschnittene Kerben schaute ich weit über die Brüstung hinweg und auch über das ferne Land.
Es lag mir im wahrsten Sinne des Wortes zu Füßen. Der Wind wühlte gegen mein Haar, er ließ auch meine Kleidung flattern und biß gegen das Gesicht, so daß die Augen bald anfingen zu tränen.
Ich mußte mich abwenden. Jetzt fuhr er mir gegen den Rücken.
Mein Blick glitt nun über die alte Burg hinweg, bis hin zum anderen Turm an der Ostseite.
In der Höhe taten sich beide nichts, aber ich glaubte plötzlich, auf dem zweiten Turm eine Bewegung gesehen zu haben. Nur ein huschender Schatten, mehr nicht.
Dann blitzte etwas auf, ich glaubte, trocken klingende Explosionen zu hören, sprang zurück und zog den Kopf ein.
Das war mein Glück. Ein kurzer Kugelhagel hämmerte wie ein vom Himmel fallender Hagelschauer gegen das Gemäuer und zwang mich zu Boden…

***

In den folgenden Sekunden blieb ich regungslos liegen. Der andere Schütze hatte beim ersten Versuch nicht so besonders gezielt. Ich wollte ihm nicht die Gelegenheit geben, es beim zweiten Mal besser zu machen.

Aber wer hatte geschossen?
War es ein Vampir gewesen, der eine Schnellfeuerwaffe trug? Damit war zu rechnen. Schließlich waren die verschwundenen Personen bewaffnete Soldaten gewesen.
Meine Deckung war gut. Der andere würde mich nur sehen können, wenn ich mich aufrichtete, und den Gefallen tat ich ihm nicht. Ich blieb unten, drehte mich und robbte auf die Tür zu. Es gab keine andere Möglichkeit für mich, den Turm zu verlassen, als wieder den gleichen Weg in die umgekehrte Richtung zu gehen.
Kurz vor Erreichen der Tür richtete ich mich noch einmal auf. Sehr vorsichtig drückte ich mich gerade so weit hoch, daß ich über die Kante der Burgmauer peilen konnte.
Auf dem anderen Turm tat sich nichts. Er lag ruhig, harmlos und verlassen im Licht der Sonne.
Allmählich fühlte ich mich auf den Arm genommen. Ich wollte mich schon abwenden, als trotzdem etwas geschah. Auf dem zweiten Turm sprang eine Gestalt auf den Rand und blieb dort hocken.
Es war der weiße Killerhund!
Er starrte zu mir herüber, wirkte wie gemauert, wandte sich dann träge ab und sprang auf die Innenseite wieder zu Boden.
Der Hund, immer wieder dieser verdammte Hund. Ich hatte nichts gegen Hunde, dieser aber wurde für mich allmählich zu einem Alptraum. Ihn sah ich öfter, aber Hunde können nicht schießen. Demnach mußte sich sein Herr auf dem zweiten Turm befinden.
Der zeigte sich nicht. Ich wollte auch nicht länger mein Gesicht in den Wind halten und dachte auch daran, daß ich noch einiges an Räumen durch- und absuchen mußte.
Die Schußsalve war trotz allem gut gewesen. Sie hatte mir gezeigt, daß ich nicht als einziger in der Burg umherturnte. Bevor ich mich allerdings zurückzog, hob ich noch eine Kugel auf und schaute sie mir sehr genau an.
Es war ein Stahlmantelgeschoß. Ich kannte es. Diese Munition verwendete man für Maschinenpistolen, und eine solche Waffe hatte auch Kelso getragen.
In meinem Hirn klickte es. An den Captain hatte ich nicht mehr gedacht. Er hatte allein kämpfen wollen. Ich hatte es ihm auch abgenommen, obwohl wir uns beide nicht gerade sympathisch fanden.
Nun zeichnete sich ein anderer Grund ab, wenn ich näher darüber nachdachte. War es möglich, daß Kelso auf der anderen Seite stand?
Wenn ja, wäre dies ein Hammer gewesen. Aber verdammt gefährlicher für mich. Kelso war ein Gegner, den ich nicht unterschätzen durfte. Ein mit allen Wassern und Tricks gewaschener Kämpfer, der über Leichen ging.
Ihn im Nacken zu wissen, bereitete mir keine Freude. Dieser Rambo-

Verschnitt war mir an körperlichen Kräften weit überlegen.

Ich ließ das Geschoß liegen und zog die Tür weiter auf. Seitlich drückte ich mich durch den Spalt, klemmte noch mit der Schulter – und dann war er plötzlich da.

Etwas jagte auf mich nieder. Ich riß noch die Arme hoch, konnte dem Schlag einen Großteil der Wucht nehmen, bekam aber soviel mit, daß es mich zu Boden schleuderte.

Ich überrollte mich.

Ein typisches Fauchen erreichte meine Ohren. So meldeten sich zumindest Vampire an.

Und es war ein Vampir, der sich mit einem Hechtsprung auf mich stürzte…

***

Die letzten Minuten waren für Kate Manderston wie ein Alptraum gewesen. Dieser Kelso hatte sie zur Burg zurückgeführt, dabei jedoch einen anderen Weg genommen, der ihr unbekannt gewesen war. Sie waren durch das Gelände gegangen, aufwärts gestiegen, hatten schließlich einen kleinen Pfad erreicht, der erst nahe der Burgmauer endete, und zwar dicht vor einem Gebüsch.

Das Hindernis hatte Kelso mit beiden Händen zur Seite geschaufelt, während der Hund Kate bewachte.

»Geh da rein!«

Vor Kate lag der Eingang zu einer Höhle oder zu einem Stollen. Er war stockfinster. An seinen Rändern hing das Wurzelwerk wie dünne, krallenartige Finger nach unten.

»Und dann?«

»Wirst du weitergehen, bis du unter dem Schloß bist. In einem Keller. Du brauchst nur eine Tür aufzustoßen.« Kelso funkelte sie an. »Wenn du den Keller erreicht hast, wirst du genau dort auf mich warten. Hast du verstanden? Genau dort!«

Kate nickte.

»Dann ab jetzt!«

Und so war sie in den Stollen gekrochen, dessen Decke an Höhe gewann, so daß sie schließlich gebückt gehen konnte. Die Handtasche mit dem Feuerzeug lag im Wagen. Sie hatte nichts, womit sie den finsteren Geheimgang unter der Erde ausleuchten konnte.

Der Eingang blieb immer weiter hinter ihr zurück. War er nach den ersten Schritten noch als graues Loch zu sehen gewesen, so verschwamm dies bald mit der Dunkelheit.

Kate fühlte sich hundeelend. Hinzu kam die Angst vor dem Kommenden. Sie konnte diesen grausamen Kelso nicht vergessen.

Kate hatte die Arme vorgestreckt. Sie wollte ein Hindernis spüren, damit sie nicht dagegenlief. Es war nicht still. Sie vernahm zwar ihre

eigenen Schritte, aber da waren auch noch andere Geräusche, die sie umgaben.

Ein Rascheln, Schaben, manchmal auch ein leises Knacken. Hin und wieder fiel etwas von der niedrigen Decke und traf ihren Nacken. Zumeist waren es kleine Erdklumpen, die sich gelöst hatten, oder auch mal winzige Steine.

Über die Länge des Ganges hatte ihr Kelso keine Angaben gemacht. Sie wußte nur von der Tür, und sie hoffte, diese bald zu erreichen.

Die Finsternis drückte auf ihr Gemüt. Kate bekam Platzangst.

Immer wenn sie die schlechte Luft einatmete, quälte sie ein Brechreiz.

Mit welch einem Optimismus war sie hergefahren, und welch ein Grauen lag schon hinter ihr?

Es war kaum zu begreifen. Zudem traute sich Kate auch nicht, den Befehlen des Soldaten zuwider zu handeln. Sie konnte sich vorstellen, daß er die vierbeinige Bestie als Wächter zurückgelassen hatte. Der Hund wartete sicherlich nur darauf, daß sie einen Fehler beging.

Die Minuten waren verstrichen. Zeit gab es für Kate nicht. Die sie umgebende Dunkelheit fraß alles auf. Selbst die Gedanken schien sie aus dem Kopf zu saugen.

Schritt für Schritt tastete sich die junge Frau weiter voran. Einmal strichen die Finger der rechten Hand über den Lehm der Gangwand. Sie erkannte, daß der Stollen einen Knick machte, eine Kurve nach rechts.

Noch langsamer folgte sie ihr, bis es normal weiterging. Der Boden unter ihr war feucht und blieb an den Schuhsohlen kleben.

Als sie wieder einmal die Stollenwand berührte, glaubte sie zunächst an eine Täuschung.

Es war keine, wie sie beim Nachfassen feststellte. Ihre Finger waren tatsächlich über Steine geglitten. Das konnte ein Zeichen dafür sein, daß sie es nicht mehr weit bis zum Ziel hatte.

Und so bekam sie wieder etwas Mut, der noch wuchs, als sie einen schwachen Schein entdeckte. Er war nur mehr ein Hauch von Licht, und er kroch über den Boden.

Kate Manderston atmete tief durch. Das mußte einfach das Ziel sein, von dem dieser Kelso gesprochen hatte.

Wenige Schritte weiter bekam sie den ersten Kontakt. Ihre Handflächen berührten feuchtes, fauliges Holz. Die Tür war aus mehreren Balken gefertigt worden. Die einzelnen Bohlen lagen dicht nebeneinander, aber nicht fugendicht, so daß durch die Ritzen Licht sickerte.

Kate fand eine alte Klinke. Mehr ein verrostetes Stück Eisen, das unten durchhing und sich auch kaum mehr bewegen ließ. Es dauerte eine Weile und kostete viel Schweiß, bis die Tür endlich nachgab.

Ein Verlies nahm sie auf.
Sechs Kerzen spendeten Licht. Sie steckten in eisernen Haltern, die wie angewinkelte Arme aus der mit Dreck und Spinnweben überwucherten Wand ragten.
Von irgendwoher traf ein Luftzug die Flammen. Deshalb brannten sie nicht ruhig, bewegten sich von einer Seite zur anderen und sahen aus, als wollten sie sich vor Kate verbeugen.
Sie war dicht hinter der Tür stehengeblieben! Das Kerzenlicht irritierte sie. Kate war aus dem Dunklen gekommen. Ihre Augen mußten sich erst an das Licht gewöhnen.
Mit einer sehr langsamen Bewegung wischte sie über ihre Augen.
Sich noch immer so fühlend wie im Stollen, schritt sie tiefer in das Verlies hinein. Sehr unsicher, wacklig auf den Beinen; und sie sah plötzlich die beiden hohen Stühle.
Sie paßten einfach nicht in diese Umgebung. Mit den hohen Lehnen wären sie für einen Rittersaal interessant gewesen.
Die Stühle waren besetzt. Kate erschrak, als sie dies erkante. Sie sah auf den Lehnen die angewinkelten Arme liegen. Da sie schräg auf die nebeneinander, aber etwas versetzt stehenden Stühle zuschritt, entdeckte sie auch die Hände. Es waren lange, bleiche Finger, die sich um die Enden der Lehnen gekrallt hatten.
Über Kates Rücken rann ein Schauer. Sie konnte sich plötzlich nicht vorstellen, daß die beiden Personen lebten. Die saßen so steif und unbeweglich, als wären es Puppen – oder, was noch viel schlimmer war, sogar Leichen.
Ihr Herz schlug schneller. Bisher hatte sie alle Gefahren überstanden, aber was erwartete sie hier?
Kate ging nicht geradewegs auf die beiden Stühle zu. Sie schlug einen Bogen, um sich den beiden starren Personen von der Seite zu nähern. Kate versuchte auch, möglichst leise aufzutreten. Es gelang ihr nur unvollkommen, aber die beiden störten sich nicht daran. Sie blieben sitzen, als wäre sie völlig allein.
Beide Gestalten besaßen helle Haare, schon fast weiß. Die Haare ragten über die waagerechten Enden der Lehnen hinweg wie ein dichtes Gespinst. Alte Menschen hockten in den Stühlen.
Kate ging weiter.
Mit jedem Yard, den sie zurücklegte, steigerte sich auch bei ihr die Nervenanspannung. Plötzlich hatte sie das Gefühl, die beiden zu kennen. Sie wußte auch nicht, woher dieses Gefühl kam, es war einfach da.
Kate ging schneller.
Sekunden später stand sie vor den beiden sitzenden Gestalten. Es waren tatsächlich ein älterer Mann und eine ältere Frau.
Sie konnten 70 sein, aber auch 90. So genau ließ sich das nicht

schätzen. Zudem war es Kate Manderston egal, denn sie hatte erkannt, um wen es sich bei den beiden handelte.

Es waren ihre *toten* Großeltern!

***

Wenn mich der Vampir oder wer immer mein Gegner auch war, als Schwächling erwischte, hatte ich nicht die Spur einer Chance.

Deshalb wälzte ich mich herum, kaum daß ich den harten Boden berührt hatte, und sah zu, daß ich auf dem Rücken zu liegen kam.

Mein Gegner flog mir entgegen. Es war einfach nicht hell genug, um alles sehen zu können. Ich identifizierte ihn an seiner Uniform und ging davon aus, daß es sich um einen Blutsauger handelte.

Der flog genau gegen meine Füße. Ich hatte die Beine angezogen und sie sofort wieder vorgeschnellt. Beide Füße erwischten die Brust des Mannes. Der kraftvolle Tritt schleuderte den Körper zurück, wobei ich noch viel Glück hatte, denn der andere flog in Richtung Wendeltreppe, knallte gegen die Wand, prallte ab und kippte um.

Er wurde plötzlich zu einem hüpfenden Gegenstand, der die Stufen der Wendeltreppe nach unten rollte. Er konnte sich nirgendwo halten, es gab kein Geländer, ich sah ihn auch nicht und lauschte nur den Geräuschen nach, die immer schwächer wurden.

Dann rappelte ich mich hoch. Womit mein Gegner zugeschlagen hatte, wußte ich nicht. Vielleicht war es ein Gewehrkolben gewesen oder ein Holzknüppel, jedenfalls hatte er nicht richtig getroffen. Am Beginn der Treppe blieb ich stehen, zog meine Beretta und holte auch wieder die Lampe hervor.

Der Strahl wanderte über die Stufen der Wendeltreppe in die Tiefe. Nur erreichte ich damit keinen Erfolg. Irgendwo verlor sich dann das Licht, ohne den Soldaten oder den Vampir zu erwischen.

Ich hörte ihn auch nicht mehr. Sein rasanter Fall mußte irgendwo auf halber Strecke gebremst worden sein.

Das war noch einmal gutgegangen, nur wollte ich mich nicht auf meinen Lorbeeren ausruhen.

Irgendwo in der Tiefe steckte der Vampir. Er wartete darauf, daß ich einen Fehler beging. Vampire fühlen sich den Menschen überlegen, der dort unten würde nicht anders reagieren. Auch er würde kommen, mich angreifen, überraschend da sein, wie eben das Böse.

Mochten in den Jahren zuvor in diesem Turm Menschen gestorben und vermodert sein, mir sollte das nicht passieren. Sehr vorsichtig stieg ich die lange Wendeltreppe wieder nach unten.

Draußen konnte er sich nicht aufhalten, da schien die Sonne. Die Strahlen hätten ihn zermürbt und zerfallen lassen. Er mußte sich im Turm verborgen halten.

Ich hatte auf meinem ersten Weg keinerlei Nischen oder Verstecke

gesehen. Ging allerdings nicht davon aus, daß es diese Dinge nicht gab. Möglicherweise existierte auch eine Verbindung vom Turm in die eigentliche Burg hinein, ein Gang, ein Stollen oder etwas Ähnliches.

Ich gelangte ohne Schwierigkeiten Yard für Yard tiefer. Dabei hielt ich mich stets nahe der Wand, wo ich mich sicherer fühlte, weil die Stufen dort einfach breiter waren.

Ich leuchtete in die Tiefe. Der Strahl floß vor mir her wie ein heller Teppich. Der Vampir brauchte nur den Kopf zu heben, um erkennen zu können, wo ich mich aufhielt.

Blutsauger meiden das Sonnenlicht. Helligkeit aus einer Taschenlampe machte ihnen nichts.

Die Zeit verrann ohne daß ich den Blutsauger entdeckt hätte. Allmählich kam ich zu der Überzeugung, daß ich ihn auf der Treppe nicht mehr finden würde. Einmal riskierte ich einen Blick durch das lukenartige Fenster und stellte schon fest, daß ich mich mit der Burgmauer auf gleicher Höhe befand.

Bis zum Grund war es nicht mehr weit. Ich legte die Strecke zurück, ohne angegriffen zu werden. Die Tür war verschlossen. Durch die Luken fiel noch das Licht des Tages. Auch in den dunklen Ecken lauerte der Untote nicht.

Wo aber dann, zum Henker?

Jedenfalls nicht mehr sichtbar im Turm. Ich ging auf die Tür zu, die Lampe hatte ich weggesteckt. Mit der linken Hand faßte ich nach der verrosteten Klinke, um die Tür zu öffnen.

Darauf genau hatte ein anderer gelauert, der draußen gestanden hatte und mit einer gewaltigen Kraftanstrengung die Tür aufstieß.

Diesmal wich ich weder aus noch blockte ich ab. Es ging alles fiel zu schnell. Die alte Tür knallte gegen mich, ich bekam auch an der Stirn etwas ab und sah plötzlich Sterne.

Ein halbes Weltall platzte vor meinen Augen auf, als ich zurückgeschleudert wurde und mein Rücken mit der Innenwand des Turmes Bekanntschaft gemacht hatte.

Dort brach ich zusammen.

Allerdings wurde ich nicht bewußtlos, war nur angeschlagen und schwer groggy.

Ich merkte im Unterbewußtsein, daß man mir die Beretta aus der Hand drehte. Dann spürte ich etwas Hartes, Kaltes an der Wange und hörte eine höhnische Stimme.

»Man soll die Rechnung nie ohne den Joker machen, Sinclair!«

***

Und der Joker war in diesem Fall kein Geringerer als Captain Kelso, der Möchtegern-Rambo.

Mir fiel es erst nach einigen Sekunden auf, als ich mich mit dem

Klang der Stimme vertraut gemacht hatte. Daß ich mich jetzt wohler fühlte, wo ich einen Menschen als Gegner hatte, konnte ich beim besten Willen nicht sagen, jedenfalls hatte Kelso diesen Part des Spiels für sich entschieden.

Ich blieb hocken. Nicht freiwillig. Ich war einfach zu matt, um aufstehen zu können. Aus meiner Nase sickerte ein feiner Blutstreifen, an der Stirn würden mindestens zwei Beulen wachsen. Mich störte das helle Licht, das durch die offene Tür in den Turm flutete.

»Hast du gehört, Sinclair?«

»Ja, verdammt!« keuchte ich.

»Dann komm hoch!«

»Laß mich in Ruhe!«

Er lachte rauh und drückte mir die Waffenmündung auf die Wange. »Fertig, wie?«

»Fast.«

»Ja, Zivilisten können nichts vertragen.«

»Ich möchte wissen, wie Sie sich fühlen, wenn Sie von einer Tür erwischt werden.«

»Mir passiert so etwas nicht. Ich habe den entsprechenden Instinkt, verstehst du?«

»Kaum.«

»Das stimmt mich aber traurig, Sinclair. Dann wirst du sterben, ohne deinen Instinkt jemals bekommen zu haben.«

»Es liegt an Ihnen, Kelso, Sie brauchen nur noch abzudrücken.«

Er sagte nichts, ich hörte trotzdem etwas. Ein scharfes Hecheln. Es war klar, daß der weiße Killerhund gekommen war. Neben Kelso ließ er sich nieder und beobachtete mich scharf.

»Der gehört also Ihnen.«

»Ja, ich habe ihn großgezogen. Vor Jahren fand ich ihn auf einem meiner Streifengänge. Ich nahm ihn mit hierher. Niemand wußte davon. Ich habe ihn abgerichtet als Killerhund. Vor ihm haben die Menschen fürchterliche Angst, auch die Kleine, die du weggeschickt hast.«

»Kate!« Durch meinen Körper fuhr es wie ein Stromstoß. »Was haben Sie mit ihr gemacht?«

»Ich überhaupt nichts.«

»Ich sah den Wagen…«

Er lachte wieder. »Den hat sie selbst in den Graben gesetzt. Sie konnte den Schock nicht verkraften, als plötzlich mein kleiner Freund Killer vor ihr stand.«

»Ein treffender Name«, stellte ich fest. »Und wie ging es weiter? Mit Kate, meine ich.«

»Ich ließ sie laufen.« Er sagte es in einem Ton, daß ich ihm keinen Glauben schenkte.

»Das ist doch nicht Ihre Art, Kelso.«
»Eigentlich nicht. Aber ich habe ihr den Weg vorgeschrieben. An dessen Ende wird sie eine Überraschung erleben, darauf kannst du dich verlassen. Eine sehr nette.«
»Welche?«
»Die wirst du auch noch erleben.« Er nahm die MPi-Mündung von meiner Wange weg und schlug mir den Lauf auf die rechte Schulter.
»Komm jetzt hoch, Sinclair, sonst wird dich Killer auf die Beine treiben. Und der versteht etwas davon. Er ist durch meine Schule gegangen.«
»Kann ich mir denken.«
Mühsam quälte ich mich hoch. Als ich endlich stand, umkreiste mich Killer knurrend.
»Da war noch ein Vampir«, sagte ich keuchend…
»Da sind sogar zwei.«
»Richtig. Sie tun Ihnen nichts.«
»Nein, aber du wirst sie kennenlernen.«
»Hat Ihr Hund die beiden alten Leute getötet?«
»Ja.«
»Und Sie haben die beiden in die Särge gelegt.«
»Richtig.«
»Was jetzt?«
»Machen wir einen kleinen Spaziergang! Wir werden in die Burg gehen und uns dort weiter unterhalten. Sie besitzt herrliche Gewölbe, durch die der Atem von Blut, Tod und Folter weht.«
Sollte ich diesen Menschen hassen? Nein, ich konnte ihn nicht hassen. Ich verachtete ihn nur. Irgendwie schien er das zu spüren, denn er drohte mir.
»Dir wird deine verfluchte Art noch vergehen, Sinclair, das schwöre ich dir. Ich mache dich so klein, daß du in keinen Fingerhut paßt. Danach schaue ich zu, wie man dir das Blut bis zum letzten Tropfen aus den Adern saugt.« Er schlug mit dem MPi-Lauf zu und traf mich an einer empfindlichen Stelle.
Ich stolperte auf die Tür zu. Zum Glück befand sich die Wand in der Nähe, an der ich mich abstützen konnte.
Draußen schmerzte das Licht in meinen Augen. Ich atmete einige Male tief durch. Killer, der weiße Hund, umschlich meine Beine wie eine Katze ihren Freßnapf.
Wir standen auf dem Burghof. Über uns hatte der Himmel eine andere Farbe angenommen. Aus Richtung Westen und Norden trieben dicke Wolkengebirge heran. Das Wetter paßte sich meiner Stimmung an. Es war auch kühler geworden, die Luft roch nach Regen und Feuchtigkeit. Da stand ein großer Umschwung bevor.
Kalt war auch die Mündung der Waffe, die mir Kelso in den Nacken

drückte. »Du sollst dich nicht hier ausruhen, Sinclair. Ich will mit dir weg. Verstanden?«

»Und wohin?«

»In die Burg. Den Weg kennst du ja. Auf Tricks würde ich an deiner Stelle lieber verzichten. Du kennst mich, ich bin immer schneller, meine Braut auch.«

Als Braut sah er wohl seine Waffe an. Klar, Typen wie Kelso kannten nichts anderes.

Den Vampir entdeckte ich nicht. Er hielt sich gut verborgen. Sicherlich wartete er auf uns in der Burg.

Das Tor konnte ich leicht aufstoßen. Im Innern hing wieder der Geruch von Vergänglichkeit und Tod. Ich blieb in der Halle stehen und fragte: »Wo haben die beiden Manderstons eigentlich gewohnt?«

»In den oberen Räumen.«

»Und weshalb haben Sie die Menschen töten lassen, Kelso?«

»Das ist meine Sache.«

»Sie haben sich mit den Blutsaugern verbündet. Das kann nicht gutgehen, Kelso. Irgendwann werden Sie dafür bezahlen müssen. Und zwar mit Ihrem Blut.«

In den letzten Minuten hatte ich unter Streß gestanden. Erst jetzt spürte ich wieder die Schwäche und den Schwindel. Schweiß rann mir über das Gesicht, und ich atmete heftig durch den offenen Mund.

Killer war mitgekommen. Er starrte mich an und hechelte dabei.

Sein Herr umkreiste mich, wobei er mich mit kalten Blicken maß.

Manchmal zuckten seine Lippen, wenn er ein überlegen wirkendes Lächeln andeutete.

»Weißt du, wo wir jetzt hingehen, Sinclair?«

»Nein.«

»In die Gewölbe der Folterkammer.«

»Wie schön.«

»Da warten sie auf dich.«

»Wer?«

»Meine Freunde, die Blutsauger. Die beiden Soldaten, nach denen wir beide ja so intensiv suchen. Was hatte ich dir gesagt? Getrennt kämpfen, vereint schlagen. Und der Geschlagene wirst du sein.« Er drückte mir seine flache Hand ins Kreuz. Die MPi hielt er in der Linken. »Geh quer durch den Raum bis zu der schmalen Tür an der Seite. Die drückst du dann auf und nimmst die Treppe. Keine Bange, ich habe sogar für Licht gesorgt. Alles klar?«

»Sicher.«

Ich mußte gehen. Die Tür war nicht zu übersehen. Sie ließ sich leicht öffnen. Danach sah ich wieder die obligatorische Treppe. Sie war enger als die im Turm und besaß eine rötlichgelbe Farbe, weil Fackellicht über die Stufen floß.

Die Treppe führte auf geradem Weg in die Tiefe unterhalb der Burg, wo die alten Gewölbe lagen. Düstere Kammern, die viel Grauen erlebt hatten. Kelso kannte sich aus. Er trieb mich durch sehr enge Gänge mit niedrigen Decken bis in den hintersten Teil des Gewölbes, wo sich mir ein größeres Verlies öffnete.

Das war die Folterkammer!

Ich sah noch alte Geräte aus verrostetem Eisen. Eine Feuerstelle war ebenfalls vorhanden. Teilweise war das Mauerwerk bei ihr eingefallen. Eine Fackel brannte. Sie gab nicht nur düsteres Licht ab, sie rußte auch. Die kleinen Partikel hatten sich zu Schwaden vereint und trieben durch das Verließ.

Ich mußte husten und wurde bis zu einer alten Streckbank getrieben, auf die ich mich setzte.

Jetzt kam auch der weiße Hund. Er schlich wie ein Raubtier in den Keller und knurrte bösartig.

Kelso lachte. »Killer hat sie schon gerochen. Er mag sie nämlich nicht besonders. Weißt du, von wem ich rede?«

»Du meinst die Vampire?«

»Ja.«

»Wo sind sie?«

»Schau mal nach rechts.«

Ich sah nur Wand, doch bei genauerem Hinsehen erkannte ich einen oberschenkelhohen rechteckigen Ausschnitt, der gleichzeitig mit dem Boden abschloß.

»Das ist ihr Versteck!« flüsterte Kelso und ging hin. Die MPi-Mündung zeigte nicht mehr auf mich, dennoch besaß ich keine Chance zur Flucht. Die Kugelgarbe oder der Hund hätten mich immer erwischt, weil sie viel schneller waren.

»Na, Sinclair?« Kelso hatte seinen Spaß. Er stand neben der kleinen Tür in der Wand und trat plötzlich hart gegen sie.

Die Tür klappte auf. Sie kippte einfach hoch und auch nach innen.

Ich schaute in ein düsteres Loch, das vom Fackellicht kaum gestreift wurde. In der Finsternis aber entdeckte ich die Bewegung. Jemand schob sich hervor. Ein bleiches Gesicht erschien auf der schmalen Schwelle, dann zwei Arme, bestückt mit gierigen Händen.

Der Blutsauger konnte nicht aufrecht stehen, deshalb schob er sich auf allen vieren aus dem Versteck.

»Na komm schon!« lockte Kelso ihn.

»Hier wartet frisches Blut auf dich, mein Freund.«

Ob es sich bei dem Blutsauger um das Wesen gehandelt hatte, das mir im Turm begegnet war, konnte ich nicht sagen. Der Vampir trug noch eine zerfetzte Uniform, und die gleiche Kleidung hatte auch der zweite Blutsauger an, der seinem Artgenossen ebenfalls auf allen vieren kriechend folgte.

Sie richteten sich auf. Ihre Bewegungen waren schwerfällig, als hätten sie große Mühe, überhaupt auf die Beine zu kommen. Dabei schleuderten sie die Arme nach vorn.

Vampire sehen irgendwie gleich aus. Bleiche Gesichter, große Augen; dünne Haut, die sich weiß über die Knochen spannt; die Gier nach Lebenssaft steht ihnen ins Gesicht geschrieben.

Kelso taten sie nichts. Sie kümmerten sich nicht einmal um ihn.

Der weiße Hund hockte neben seinem Herrchen. Er beobachtete die Vampire sehr genau. Sein Fell war gesträubt. Das Maul stand offen.

Hervor drang ein leises, gefährliches Knurren.

Er mochte die Blutsauger nicht…

Bewaffnet waren die Vampire nicht. Wenn sie mich angriffen, würden sie es mit bloßen Händen tun.

Kelso hatte seinen Spaß. Er lehnte mit dem Rücken an der rauhen Wand und lachte. »Sinclair, mach dein Testament. Bald wirst du fühlen, wie es jemandem ergeht, der ohne Blut ist. Sehr bald schon…«

Die Vampire wußten genau, wer ihr Gegner war. Sie fixierten mich aus ihren glanzlosen Augen, und gleichzeitig ging durch ihre Gestalten ein Ruck.

Von zwei Seiten kamen sie auf mich zu, um mich in die Zange zu nehmen. Und Kelso freute sich. »Jetzt bin ich mal gespannt, wie ein waffenloser Geisterjäger mit zwei Vampiren fertig wird…«

***

Kate Manderston hätte am liebsten geschrien oder wäre im Boden versunken. Statt dessen stand sie da und tat nichts, gar nichts. Sie starrte die beiden Personen an, die ihre Großeltern waren, obwohl sie diese ja als Tote gesehen hatte.

Sprechen konnte sie nicht. Der Mund schien ihr zugenäht worden zu sein. Nicht ein Wort drang über ihre Lippen. Sir Walter Manderston und Lady Freya saßen auf ihren Stühlen. Kate kannte sie genau.

Schon als Kind hatte sie bei ihren Besuchen die Großeltern stets auf diesen Stühlen sitzen sehen. Das waren ihre Stammplätze gewesen.

Und jetzt saßen sie wieder hier, obwohl Kate sie als Tote gesehen hatte. Im Lichtschein der Kerzen konnte sie die beiden genau erkennen. Sie sahen aus wie die Toten, nur etwas unterschied sie von ihnen. Es waren die Halswunden.

Die besaßen ihre Großeltern nicht.

Kate verstand die Welt nicht mehr. Der erste Schock hatte sie gelähmt. So dauerte es Minuten, bis sie sich wieder fangen und auch reagieren konnte. Kate kam sich vor wie jemand, der seine Sprache erst wiederfinden mußte. Sie holte einige Male Luft, dann erst konnte sie die Großeltern ansprechen.

»Ihr… ihr seid nicht tot?«

Von Lady Freya bekam sie keine Antwort. Die alte Frau blieb regungslos sitzen. Sie war in den letzten Jahren sehr zusammengefallen, das mußte Kate zugeben. Das Gesicht bestand nur mehr aus Haut und Knochen. Beim Körper war es sicherlich nicht anders. Die Augen waren groß und weit aufgerissen, ihr Mund kaum zu erkennen.

Sir Walter hatte stets einen Oberlippenbart getragen. Auch jetzt wuchs er auf seiner Lippe und sah aus wie ein weißer Strich. Sir Walter war es auch, der seiner Enkelin antwortete.

»Nein, wir sind nicht tot.« Er hatte eine rauhe Stimme. Die Worte drangen abgehackt aus seinem Mund.

Kate knetete ihre Finger ineinander. »Aber… aber ich habe euch doch tot gesehen.«

»Waren wir das?«

»Ja, die sahen so aus wie…«

»Sie sahen nur so aus, mein Kind!«

»Sie waren aber tot!« schrie Kate. Ihre Stimme hallte von den Wänden wider. »Sie waren tot, verdammt! Ich habe mich nicht getäuscht. Da kannst du erzählen, was du willst.«

Der Alte nickte. »Du hast recht, sie waren tot. Ein Hund hat sie umgebracht.«

»Ich verstehe nichts mehr«, flüsterte Kate. »Ich bin… völlig durcheinander. Tot und nicht tot, dann wieder tot. Wie soll ich das alles begreifen?«

»Nimm es hin…«

»Nein, das kann ich nicht!«

»Du mußt es, Kate!«

Obwohl es ihr schwerfiel, trat Kate einen Schritt vor. »Wer seid ihr wirklich?« krächzte sie. »Wer?«

»Sir Walter und Lady Freya.«

»Nein, die habe ich in den Särgen liegen sehen. Mit zerfetzten Kehlen lagen sie dort.«

Sir Walter lachte. »Was du gesehen hast, mein Kind, das stimmt alles sehr genau. Ich kann dir sagen, daß unsere Namen Sir Walter und Lady Freya Manderston sind. Aber wir haben schon vor langen Jahren gelebt. Genauer gesagt, vor über zweihundert Jahren. Wir gehören zu deinen Ahnen, Kate. Der Zufall wollte es, daß wir fast genauso ausgesehen haben wie deine Großeltern. Wir haben ihre Stelle eingenommen, das ist alles.«

»Ihr hättet längst tot sein müssen!« schrie Kate. Sie gab ein schrilles Lachen von sich. »Kein Mensch kann mehr als zweihundert Jahre leben, kein Mensch!«

»Richtig, Mädchen, ein Mensch nicht!«

»Wer dann?«

Kate bekam keine Antwort. Die beiden alten Menschen schauten sich gegenseitig an. Ihre Lippen verzogen sich dabei zu einem wissenden Grinsen. Es flößte Kate Angst ein und machte sie gleichzeitig auch nervös. Dann öffneten sich ihre Mäuler.

Es mußte etwas Besonderes sein, denn sie taten es mit einer gewissen Langsamkeit, die in Kate Spannung aufsteigen ließ.

Sie schaute nur in die Gesichter, die sich ihr jetzt wieder zuwandten. Ihre Augen weiteten sich, als sie sah, was mit den beiden alten Menschen geschehen war.

Aus ihren Oberkiefern wuchsen lange spitze Zähne, die aussahen wie kleine Säbel.

Kate erkannte es mit Schrecken. Vor ihr standen Vampire!

***

Sie blieben mit offenen Mäulern auf ihren hochlehnigen Stühlen sitzen, glichen Standbildern oder Menschen, die man kurzerhand eingefroren hatte. Nichts an ihnen rührte sich. Sie starrten Kate an, sagten kein einziges Wort und ließen sie in ihrem Schrecken allein.

Durch den Kopf der jungen Frau rasten zahlreiche Gedanken.

Worüber sie nachdachte, wußte sie selbst nicht. Alles in ihr bestand aus einem völligen Durcheinander.

Sie schwitzte und fror zur gleichen Zeit, hatte Schweiß auf dem Gesicht und Kälteschauer auf dem Rücken. Manchmal zuckten ihre Lippen, dann sah es aus, als wollte sie etwas sagen oder fragen, doch sie bekam kein einziges Wort hervor.

Zu unwahrscheinlich war das, was sie gehört und auch erlebt hatte. Ihre Ahnherren waren Vampire und über zweihundert Jahre alt. Ja, so lange konnten Vampire leben, wenn man den alten Geschichten Glauben schenken durfte.

»Weißt du jetzt Bescheid, Kate? Du wolltest doch deine Großeltern besuchen. Das hast du geschafft. Nur sind wir es, die dich in Empfang nehmen werden, aber du brauchst nicht traurig zu sein, wir sehen auch so aus wie deine Großeltern, auf die du dich so gefreut hast. Jetzt nehmen wir dich in Empfang.«

Zu den letzten Worten fügten beide noch ein kräftiges Nicken hinzu. Kate wußte nicht, woran sie war. Sie überlegte hin und her.

Sollte sie den Worten Glauben schenken, oder nicht?

Manchmal zuckten ihre Mundwinkel. Dann sah es so aus, als wollte sie etwas sagen, doch Worte drangen nicht mehr über ihre Lippen. Sie strich durch ihre Haare, bewegte den Kopf. Der Blick wurde unstet. Kate suchte nach einem Fluchtweg.

Das spürten auch die beiden adeligen Blutsauger. »Es ist unsere Welt hier unten«, flüsterte Lady Freya. »Wir regieren hier in der Dunkelheit. Und wir bestimmen, wer diese Welt verlassen kann und wer nicht. Du

bist zu uns gekommen, man hat dich geschickt, du bleibst bei uns.«

Kate hatte die letzte Bemerkung sehr wohl vernommen, allein, sie ging nicht darauf ein.

»Wieso denn? Wie seid ihr zu Vampiren geworden? Man muß doch von einem Vampir gebissen werden, der einem das Blut aussaugt, nicht wahr?«

»Ja, das war vor über zweihundert Jahren. Da ist es geschehen. Aber wir wurden nicht vernichtet, wir konnten uns am Leben erhalten und uns auch verbergen. Man hat uns in die Särge gelegt und begraben. Aber niemand ahnte, wer wir tatsächlich waren. Und so lebten wir die lange Zeit in der Finsternis unseres Gefängnisses. Es waren furchtbare Jahre. Unser Hunger nach Blut kannte keine Grenzen, nur kamen wir nicht an diesen kostbaren Lebenssaft, aber wir gaben die Hoffnung nicht auf.«

»Haben meine richtigen Großeltern dies gewußt?«

»Nein, überhaupt nicht.«

»Wer hat euch dann befreit?«

»Ein anderer. Ein Mann in einer ungewöhnlichen Kleidung. Er war Soldat, wie er uns sagte. Eines Nachts schlich er in dieses Schloß und gelangte auch in die Gruft. Wir wußten nicht, was er suchte, vielleicht Schätze, aber er geriet auch in die Familiengruft mit den Särgen. Und die öffnete er.«

»So also kamt ihr frei.«

»Ja, so war es.«

»Wie ging es weiter?«

»Der Mann erschreckte sich. Er wollte uns erschießen, sein Hund wollte an unsere Kehlen, aber wir konnten ihn davon überzeugen, daß es besser für ihn war, wenn er mit uns gemeinsame Sache machte. Wenn er uns Blut gab, wollten wir ihm die Macht geben.«

»Welche Macht?«

»Nicht nur sie, auch das Wissen. Er war derjenige, der genau wußte, daß es Vampire gibt. Wir standen auf einer Seite, und wir waren auch bereit, ihm zu helfen.«

»Das habt ihr getan?«

»Ja, er brachte uns Blut. Wir holten uns drei seiner Soldaten, wie er sagte. An ihrem Lebenssaft haben wir uns gelabt. Er war köstlich. Weitere werden hinzukommen, so daß wir bald wieder eine Macht bilden können. Die Macht der Blutsauger, die Kraft der Vampire. Diesmal mit menschlicher Hilfe. Die adeligen Blutsauger werden in diesem Teil des Landes die Herrschaft erlangen und einen Terror über die Menschen bringen, wie sie ihn selten erlebt haben. Wir werden ewig leben, Blut ist genug da.«

Kate konnte nichts mehr sagen. Die Erklärungen hatten sie überrascht. Sie dachte plötzlich an ihre leiblichen Großeltern, die so

grausam ums Leben gekommen waren.

»Blut«, flüsterte Lady Freya. »Blut ist etwas ganz Besonderes. Auch dein Blut, mein Kind.« Kaum hatte sie ausgesprochen, als sie ihre Arme bewegte und sich auf die Lehnen stützte.

Kate wußte genau, was folgen würde. Sie hatte nicht unrecht.

Lady Freya stemmte sich mit eckig wirkenden Bewegungen in die Höhe. Ihr Gesicht blieb ausdruckslos, nur der Mund zuckte, als sie den ersten Schritt auf Kate zuging.

»Komm her, Mädchen, auf dich haben wir lange gewartet. Wir wollten schon immer eine Manderston aus der neuen Generation kennenlernen. Und zwar auf eine besondere Art und Weise. Dein Blut wird uns Alten wieder die nötige Kraft geben.«

Kate hatte sich so etwas Ähnliches gedacht. Aber jetzt, wo es heraus war, erstarrte sie vor Furcht. Sie hatte nur noch Augen für Lady Freya, die näher kam.

Dabei bekam sie kaum die Füße hoch. Sie schleiften über den Boden. Allein dieses Geräusch verursachte bei Kate schon leichte Magenschmerzen. »Es wird schön für dich werden, Kind«, versprach Lady Freya mit flüsternder Stimme, die der jungen Frau eine Gänsehaut über den Rücken trieb. Das Kerzenlicht floß über ihr Gesicht, streifte auch die Augen, die einen lüsternen Ausdruck bekommen hatten, wie Kate meinte.

Noch besaß sie genügend Platz und konnte zurückweichen. Sie schaute zur Tür hin, durch die sie den Raum betreten hatte. Dorthin würde sie nicht mehr gelangen, das stand fest.

Wie wehrte man sich gegen Vampire? Man konnte sie mit einem Eichenpflock bekämpfen, das hatte sie einmal gelesen. Nur schleppte sie nicht immer ein solches Gerät mit sich herum.

»Das Spiel machen wir!« erklärte ihre untote Ahnherrin. »Nur wir allein, Mädchen.«

Dann griff sie zu.

Sie war plötzlich so schnell geworden, daß Kate nicht mehr reagieren konnte. Um das Gelenk ihres rechten Armes schlossen sich die kalten Totenfinger der Blutsaugerin. Die Hand war wie eine Klammer und so fest, daß sie das, was sie einmal festhielt, nie mehr loslassen würde. Vergeblich versuchte Kate sich zu befreien. Sie wollte die Hand zurückziehen, die Klammer war einfach zu fest.

»Nein, kleine Kate, so nicht.«

Der Griff war viel zu stark, die Kraft zu mächtig. Kate konnte sich nicht dagegen anstemmen. Sie mußte zusehen, wie ihre untote Ahnherrin sie zu sich heranzog.

Den anderen Arm hatte sie ausgebreitet, als wollte sie ihr Opfer umarmen.

»Komm her, mein Täubchen, komm her…«

Es waren die letzten Worte, die Kate Manderston aus dem Munde der Blutsaugerin vernahm.

Der Boden unter ihren Füßen gab plötzlich nach. Ein wilder Schwindel überkam sie, dem sie sich nicht mehr entgegenstemmen konnte. Sie fiel in Ohnmacht.

Sie merkte auch nicht, wie Sir Walter sie auffing…

***

Kelso gab sich lässig. Er lehnte noch immer an der Wand, hatte seinen Spruch aufgesagt und wartete nun auf den Spaß, den er angeblich durch mich und die beiden Blutsauger bekommen würde.

Neben ihm saß Killer und hechelte. Der Hund kam mir vor, als würde er auf dem Sprung stehen.

Beide durften mich nicht interessieren, die zwei Blutsauger waren wichtiger.

Kelso lachte noch einmal auf, bevor er fragte: »Willst du nicht deine Kanone zurückhaben, Sinclair?«

»Du kannst sie behalten!«

»O – wie großzügig.« Er trat mit dem Fuß auf. »Jetzt bin ich mal gespannt, wie du da rauskommst.«

Das war ich selbst, aber ich wollte nicht alle Tricks verraten. Aus diesem Grunde gab ich mich ängstlicher, als ich es tatsächlich war.

Ich ließ die beiden herankommen und drückte mich auf der alten Streckbank so weit zurück, bis ich die Wand im Rücken spürte.

Unter mir liefen die Bänder her, verrostete Stahlschienen, die an Gelenken befestigt waren. Diese wiederum konnten durch eine außen angebrachte Kurbel bewegt werden.

Beide Soldaten trugen noch ihre Uniformen. Es waren grüne Kampfanzüge, völlig verdreckt, teilweise sogar eingerissen. Manchmal lagen die Gesichter im Schatten. Wenn sie dann in den Lichtschein gerieten, sah ich sie deutlicher und erkannte auch den Hunger in ihren Augen. Die Mäuler hatten sie geöffnet, die spitzen Zähne stachen aus den Oberkiefern und glänzten wie Messer.

Sie wollten mein Blut, sie hatten lange genug gedürstet, vielleicht bekamen sie erst jetzt die Chance, sich den ersten Tropfen seit ihrer Veränderung zu holen.

Das machte sie gierig und auch unvorsichtig, denn sie standen sich gegenseitig im Weg.

Bei ihrem Lauf berührten sich die Schultern, sie kippten zur Seite, fingen sich wieder, schwangen die Arme vor, als wollten sie jetzt schon zuschlagen, aber sie ließen sich noch Zeit.

Auch ich wollte, daß sie näher kamen.

Kelso war ebenso aufgeregt wie sein Hund. Beide atmeten schnell und hechelnd. In den Augen des Captains lag ein kaltes Feuer. Er hatte

das Grauen geschürt, nur durch ihn war es zu dieser furchtbaren Konstellation gekommen, und jetzt wollte er ernten.

Sie erreichten die Streckbank gleichzeitig. Einer drängte sich trotzdem vor und fiel mir entgegen.

Ihn erwischte ich mit einem Tritt.

Der Fuß traf ihn hoch an der Brust. Ich hörte den dumpfen Laut des Aufpralls. Der Vampir segelte gegen die gegenüberliegende Wand und brach dort in die Knie.

Der nächste fiel auf mich.

Da kam ich bereits hoch. Wir trafen uns auf halber Strecke. Mit den Köpfen prallten wir zusammen. Ich sah sofort Sterne.

Als er mir mit den Händen auf die Schultern schlagen wollte, ging ich mit den Fäusten dazwischen.

Sie erwischten ihn am Kinn. Der Kopf flog zurück, ich aber hielt den Blutsauger fest und zog nicht mein Kreuz. Aus dieser Situation mußte ich mich mit einem Trick herauswinden.

Ich setzte in den folgenden Sekunden alles auf eine Karte. »Faß, Killer!« brüllte ich und schleuderte gleichzeitig den Blutsauger auf Kelso und seinen Hund zu.

Damit hatte ich auch den sonst so wachsamen Captain überrascht.

Der Blutsauger war genau in die Schußlinie geflogen, und Killer reagierte reflexartig.

Er sprang dem Vampir entgegen und hing plötzlich an dessen Kehle. Das lenkte Kelso noch mehr ab, er brüllte seinen Hund an.

Ich befand mich schon auf dem Weg.

Die Strecke kannte ich, schließlich war ich sie schon einmal gegangen. Jetzt kam mir seine Enge zugute. Die verwinkelten Gänge mit den Kurven, den kleinen Verliesen, auch den Treppen, die unterschiedliche Höhen überwanden.

Ich war schnell. Hinter mir hörte ich das Theater aus dem Verlies.

Kelso brüllte so laut, als wollte er durch sein Schreien die Wände einreißen. Er war einfach nicht mehr zu halten. Er schoß sogar. Die Echos knatterten durch das Gewölbe.

Mich erreichten die Kugeln nicht. Ich hatte zuviel Raum zwischen uns gebracht und huschte geduckt durch den engen Gang, der vom Schein meiner Leuchte erhellt wurde.

Daß jetzt die Jagd auf mich beginnen würde, stand fest. Kelso würde versuchen, mich durch das Gewölbe zu hetzen, wie ein Hund den Hasen. Nur war ich schlauer als der Hase.

Wichtig war es, den Weg nach oben zu finden. In den großen Sälen und Räumen der Burg würde ich den Platz finden, den ich brauchte. Vor den Erfolg haben die Götter den Schweiß gesetzt.

Das wurde mir in den nächsten Sekunden klar, als ich hinter mir die Schritte eines vierbeinigen Verfolgers vernahm. Es war Killer, den

Kelso auf meine Fährte geschickt hatte.
Und die vierbeinige Bestie war verdammt schnell! Zudem brauchte sie mich nicht zu suchen, sie konnte sich auch nach meinem Geruch orientieren, der in ihrer Nase steckte.
Ich drückte mich um Ecken und Kurven, geriet wieder in neue Gänge, hatte aber Glück, daß ich nicht in einer Sackgasse steckenblieb. Verdammt, wo fand ich denn die große Treppe?
Noch folgte ich weiter dem Lichtteppich der Lampe. Im Nacken eine kleine Hölle, denn Kelso spornte seinen Hund nicht allein durch Worte an, er feuerte auch hin und wieder eine kurze Garbe ab. Wahrscheinlich jagte er die Kugeln in die Decke.
Endlich sah ich die Treppe. Ich war genau in dem richtigen Stollen gelandet, an dem sich die Treppe anschloß. Mit gewaltigen Schritten hetzte ich die Stufen hoch.
Hinter mir klang das Aufschlagen der Pfoten verdammt laut.
Zu laut…
Die Tür würde ich nicht mehr aufstoßen können. Es sei denn, ich wollte Killer im Nacken haben.
Deshalb drehte ich mich um.
Killer hatte bereits die Treppe erreicht.
Ich strahlte ihn an. Sein Kopf kam mir im hellen Lichtschein vor wie ein realistisch gezeichnetes Bild des Grauens.
Jetzt hätte ich die Beretta gebrauchen können. Aber die befand sich bei Kelso.
So mußte ich zur einzigen Waffe greifen, die mir noch geblieben war.
Mit der rechten Hand holte ich den Silberdolch hervor. Dies geschah innerhalb einer Sekunde, denn Killer wuchtete sich in die Höhe.
Die Lampe hielt ich in der linken Hand.
Himmel, konnte der springen!
Ich drückte mich zurück. Mit dem Rücken knallte ich gegen die Tür, dann war die Bestie da.
Ich stieß den rechten Arm vor.
Hier ging es um mein Leben. Rücksicht konnte ich nicht nehmen.
Ich war verloren, wenn mich dieser Killerhund biß.
Meine Waffe steckte tief in seinem Körper. Ich hatte ihn dicht hinter dem Maul getroffen, das weiße Fell färbte sich rot. Ich zog den Dolch wieder zurück und trat gleichzeitig mit dem rechten Fuß gegen den Körper, der als Kadaver die Stufen der Treppe hinabrollte und am anderen Ende liegenblieb.
Eine Ruhepause gönnte ich mir nicht. Mein Ellbogen drückte die Klinke nach unten, ich schubste die Tür auf und wuchtete sie sofort hinter mir zu.
Sogar der Schlüssel steckte von innen.
Blitzschnell drehte ich ihn herum.

Jetzt mußte Kelso die Tür aufschießen, wenn er rauswollte. Ich aber befand mich in der großen Halle und schaute mich nach einer Waffe um, mit der ich Kelso empfangen konnte.

Nicht einmal Schwerter oder Lanzen hingen an den Wänden. Wie leergeräumt kam mir alles vor.

Draußen stürmte es mittlerweile. Ich vernahm ein gewaltiges Krachen und sah auch einen gezackten Blitz aus den Wolken in Richtung Boden fahren.

Ein Gewitter reinigt die Natur. Soweit war ich noch nicht. Nach wie vor gab es Kelso und auch die beiden Untoten.

Bisher hatte ich nur einen Teil dieser großen Halle im Blickfeld gehabt. Ich änderte meinen Standort, lief jetzt quer durch den großen Saal und blieb stehen, wie vom Blitz getroffen.

Nahe der Tür zum Rittersaal standen zwei Personen.

Tote, die lebten.

Ich hatte sie in den Särgen liegen sehen. Jetzt waren sie gekommen. Ein Mann und eine Frau.

Der Mann hatte die Arme ausgestreckt, und auf ihnen lag der Körper einer Frau.

Es war Kate Manderston!

Sie rührte sich nicht, sah aus wie tot. Mich durchpeitschte bei diesem Anblick ein heißer Schreck. Plötzlich saß mir die Kehle zu, ich konnte kaum sprechen.

War alles umsonst gewesen?

Ich ging nicht weiter. Mich interessierten in diesem Fall nur die beiden Manderstons.

Sie starrten mich an. Erst beim Näherkommen sah ich, daß ihre Mäuler offenstanden. Und aus ihnen ragten zwei Vampirzähne.

Sie waren Blutsauger!

Als sie im Sarg lagen, hatte ich davon nichts bemerkt. Eigentlich ein Unding, das Kreuz hätte sich bei dieser Nähe sicherlich gemeldet. Wieso standen sie jetzt als Untote vor mir?

Sie regten sich nicht. Neben Sir Walter stand seine Gemahlin Freya. Sie hatte den Kopf so gedreht, daß sie auf Kate starren konnte, die der Vampir trug wie einst der berühmte Graf Dracula sein Opfer.

Kelso hatte ich vergessen. Sie tat auch nichts, als ich näher auf sie zuging. Es mußte mir gelingen, einen Blick auf Kate zu werfen. Ich wollte wissen, ob sie schon gebissen worden war.

Auf halber Strecke stoppte mich die rauhe Stimme des Mannes.

»Blut kommt auf uns zu. Wir werden es dir wegnehmen, wir werden es trinken und wir werden…«

»Habt ihr sie zu einem Vampir gemacht?«

»Noch nicht.«

Mir fiel ein Stein vom Herzen, als ich die Antwort hörte. Ich sah auch

keinen Grund, weshalb die beiden Blutsauger hätten lügen sollen.
»Dann laßt sie los!«
»Sie gehört uns!« erklärte der Mann.
»Wie ihr wollt.« Bevor ich mich gegen sie stellte, wollte ich noch wissen, wer sie waren. »Habe ich euch nicht als Tote in den Särgen liegen sehen?«
»Das dachte ich auch.«
»Ihr seid es nicht?«
»Nein, ihre Großeltern sind tot. Wir sind Kate Manderstons Vorfahren. Es ist eine Laune des Schicksals gewesen, daß wir fast genauso aussehen wie Kates Großeltern. Verstanden?«
»Fast.«
»Der Hund hat die beiden echten Manderstons getötet.«
»Und weshalb?«
»Wir brauchten freie Bahn. Wir wollten endlich wieder raus aus den alten Särgen. Das Blut wartet, Sinclair. Menschliches Blut, verstehst du das?«
»Sie kennen meinen Namen?«
»Ja, wir haben einen Helfer.«
»Kelso?«
»So ist es. Er hat dafür gesorgt, daß wir endlich frei wurden. Und wir werden ihn reich belohnen.«
»Mit Blut?«
»Nein, er wird Macht bekommen. Aber dein Blut wird uns ebenfalls munden. Wir haben lange warten müssen, bis wir die Chance hatten. Geh du hin, Freya, ich kümmere mich um Kate!«
Das wurde gefährlich. Freya setzte sich tatsächlich in Bewegung.
Sie stürmte mir förmlich entgegen. Es sollte ein überfallartiger Angriff werden, aber sie hatte die Rechnung ohne mich gemacht. Mein blitzschnell angesetzter Rundschlag holte sie von den Beinen. Ich hatte das Kreuz noch stecken lassen, weil ich zuerst Kate aus den Klauen ihres Ahnherren befreien wollte. Sie lag für einen Biß günstig, der Mann brauchte nur den Kopf zu senken, um die Zähne in den Hals schlagen zu können.
Ich dachte daran, daß die beiden sogar die gleichen Namen trugen wie die echten, verstorbenen Großeltern der Kate Manderston. Eine Sekunde später war ich bei dem alten Vampir.
Er sah mich, sein Kopf ruckte hoch, vielleicht wollte er mir auch an die Gurgel, er hatte sein Maul weit aufgerissen. Ich sah sogar Blut in seinen Augen, was seine Fratze noch schrecklicher machte, als sie ohnehin schon war.
Mit beiden Fäusten schlug ich zu.
Der Vampir bekam die Wucht voll mit. Er kippte zu Boden und mußte Kate zwangsläufig loslassen. Ich fing sie auf.

Kate blieb noch in ihrer Bewußtlosigkeit, als ich sie über die Schwelle zum Rittersaal zerrte und sie dort im toten Winkel zu Boden legte.

Die beiden alten Vampire hatten sich wieder erhoben. Als adelige Blutsauger wankten sie auf mich zu. Im Gesicht des männlichen Untoten saß etwas schief. Seine Gier nach meinem Lebenssaft war nach wie vor ungebrochen.

Ich durfte keine Zeit mehr verlieren, schließlich war noch Kelso als Gegner vorhanden.

Für Sir Walter nahm ich den Silberdolch. Zu verfehlen war er nicht mehr. Die Klinge traf ihn genau dort, wo bei einem Menschen das Herz in der Brust schlägt.

Das war absolut tödlich für ihn!

Er riß die Arme hoch, als der Körper nach hinten gewuchtet wurde und gegen Freya prallte. Sie konnte dem Druck auch nicht mehr standhalten und wurde von den Beinen gerissen.

Als sie zu Boden schlug, war ich schon bei ihr. Und mit mir mein geweihtes Silberkreuz.

Meine Hand raste ihr entgegen. Für einen Moment sah ich noch ihr angstverzerrtes Gesicht und die weit aufgerissenen Augen. Sie wußte, was auf sie zukam.

Dann war es vorbei.

Nicht einmal einen Schrei stieß Lady Freya aus. Sie verging ebenso lautlos wie Sir Walter.

Ich war Sieger geblieben.

Mit raschen Schritten huschte ich auf den männlichen Vampir zu und zog ihm den Dolch aus der Brust.

Sir Walter befand sich bereits im Stadium der Auflösung. Wer so lange in einem Sarg gelegen hatte, der besaß keinen normalen Körper mehr. Die Haut wurde grau und brüchig. Tiefe Rinnen und Falten erschienen, ein regelrechtes Relief, aus dem dann, wie hochgeschoben, weißgelbe Knochenknorpel hervortraten.

Auch sie würden zu Staub werden, ich kannte mich in diesen Dingen leider gut aus.

Blieb noch Kelso mit seinen beiden Soldaten, die ebenfalls zu Blutsaugern geworden waren.

Noch hatte er sich nicht gezeigt. Über Stunden hinweg würde er sich bestimmt nicht in den Gängen verstecken. Möglicherweise gab es noch einen anderen Ausgang als die von mir geschlossene Tür.

»John!«

Ich schrak zusammen, als ich Kates Stimme hörte. Sie stand wie ein Gespenst genau dort, wo die Eingangshalle in den Rittersaal überging. Ihr Blick irrlichterte in die Halle, wo auch ihre beiden Vorfahren auf dem Boden lagen. Sie waren nur noch Staub und Knochen.

»Weg, Kate, versteck dich!«
Sie blieb stehen. »Was ist passiert? Ich war in einem Gewölbe. Ich bin von ihnen…«
»Sie bilden keine Gefahr mehr. Du kannst beruhigt sein.« Ich lief auf sie zu und umfaßte ihre Schultern. »Bitte, Kate, versteck dich irgendwo. Es geht noch weiter.«
»Dieser Soldat?«
»So ist es.«
»Und der Hund?«
»Er lebt nicht mehr.«
Kate atmete auf. »Vor ihm habe ich mich gefürchtet«, flüsterte sie. »Nur vor ihm. Er war so schrecklich.«
»Ich weiß es, Kate.«
»Wo soll ich denn hin?«
»Lauf meinetwegen nach oben. Ich muß mich um Kelso kümmern, und der ist bewaffnet.«
»Du nicht?«
»Nein, er hat mir die Beretta genommen.«
»Dann kannst du nicht gegen ihn…«
»Es kommt darauf an. Bitte, verschwinde!«
»Ja, gut.« Kate zog sich zurück. Sie schritt daher wie eine Schlafwandlerin.
Ich war froh, sie aus der Schußlinie zu haben. Wie ich diesen Rambo-Verschnitt Kelso besiegen sollte, war mir unklar. Es würde einen Fight auf Leben und Tod geben, das war sicher.
Noch zeigte er sich nicht. Ich lief geduckt an der Tür vorbei. Aus dem Rittersaal holte ich mir einen der Stühle. Zur Not konnte ich ihn als Schlagwaffe benutzen.
So bewaffnet baute ich mich neben der Tür auf. Natürlich stand ich im toten Winkel – und schrak zusammen, als hinter der Tür die Garbe aus einer MPi aufklang.
Die Geschosse zerfetzten das Holz. Die Tür hielt auch nicht stand, sie wurde in die Halle hineingedrückt.
Kam er?
Ich hatte den Stuhl bereits angehoben. Er schwebte über meinem Kopf. Leider war es ein ziemlich schweres Möbelstück. Lange würde ich ihn nicht so halten können.
Kelso kam nicht.
Dafür erschien der erste Blutsauger. Er torkelte über die Schwelle, und ich hätte ihn mit dem Stuhl zu Boden schlagen können, verzichtete aber darauf.
Er sah mich nicht, war nur auf die Halle fixiert. Auch der zweite Blutsauger erschien.
Ihn hatte ich Killer auf den Hals geschickt. Der Hund hatte sogar

zugebissen. An der Schulter und an der Hüfte war der Blutsauger erwischt worden. Dort bestand seine Kleidung nur mehr aus Fetzen.

Aus den Wunden kam kein Blut.

Kelso zeigte sich nicht.

Er hatte die beiden Blutsauger vorgeschickt. Ich vernahm seine zischende Stimme. »Sucht ihn und schleift ihn zu mir!«

Zum Glück donnerte es in diesem Augenblick nicht. Dem Klang der Stimme nach zu urteilen, mußte Kelso ziemlich hoch auf der Treppe stehen. Vielleicht auf der letzten Stufe.

Ich riskierte alles.

Wie ein Schatten wirbelte ich um die Türecke und drosch gleichzeitig mit dem Stuhl zu.

Es war ein Risiko, entweder hatte ich Glück, oder ich ging unter.

Ich hörte den Aufprall und den Schrei!

Danach das Poltern und dann stand ich vor der Treppe…

***

So wachsam Kelso auch gewesen sein mochte, bei meiner Attacke hatte ihn sein raubtierhafter Instinkt verlassen. Er hatte etwas tiefer gestanden als ich, deshalb war der Stuhl auch nicht gegen seine Brust geschlagen, er hatte ihn am Kopf getroffen und Kelso die Stufen der Treppe hinabgeschleudert. Dabei war er dort liegengeblieben, wo sich auch der tote weiße Hund befand.

Den Stuhl schleuderte ich weg, als ich Kelso nacheilte. Ein anderer wäre längst bewußtlos gewesen, nicht so Kelso. Dieser Mann konnte unheimlich einstecken, aber er war schwer angeschlagen.

Stöhnend lag er am Boden, versuchte noch, sich zu erheben, sackte aber wieder zusammen.

Ich nahm die letzten Stufen mit einem Sprung und blieb neben ihm stehen.

Kelso hob den Kopf. Aus glasigen Augen starrte er mich an. Über sein Gesicht floß Blut, auch die Lippen waren aufgeplatzt. »Verdammt, Sinclair, verdammt, was hast du gemacht?«

»Sei froh, daß du noch lebst.«

Er wollte seinen rechten Arm bewegen und die Mündung der MPi in meine Richtung drücken.

Ich riß ihm die Waffe aus der schlaffen Hand.

»Jetzt kannst du mich killen!«

»Ich bin kein Mörder!«

Er nahm seine Kraft zusammen. »Verdammt, Sinclair, du bist der Sieger. Leg mich um!«

»Nein, nicht so. Ich habe eine andere Lebensphilosophie. Du wirst dich vor einem Gericht zu verantworten haben. Kelso, dafür sorge ich.«

Er wollte noch den Kopf einziehen, weil er genau wußte, was kam, aber ich war schneller.

Der Lauf der MPi traf ihn an einer äußerst empfindlichen Stelle.

Kelso blieb bewußtlos liegen.

Sicherheitshalber legte ich ihm noch Handschellen an und entwaffnete ihn auch. Meine Beretta hatte ich schnell gefunden und auch den Eichenpflock, den er als Alibi bei sich trug.

Beide Waffen nahm ich mit nach oben.

Die beiden Blutsauger zeigten sich nicht. Sie hatten auch etwas Besseres zu tun.

Kate Manderston hatte meinen Rat leider nicht befolgt und sich versteckt. Entweder war sie in der Halle geblieben oder wieder hineingelaufen, und auf so was warteten die Vampire.

Sie jagten die Frau!

Von zwei Seiten wollten sie Kate in die Zange nehmen. Bisher ohne Erfolg. Sie wurde jedoch immer mehr in die Enge getrieben.

Ich war gerade zum richtigen Zeitpunkt erschienen.

»Kate!« rief ich sie an. »Behalte um Himmels willen die Nerven!«

Sie schaute an den Blutsaugern vorbei und sah mich starr an. »Du… du lebst?«

»Und wie!«

Ich hatte mich dem Vampir genähert, der Kate schon fast hätte greifen können.

Mit einer Hand wirbelte ich ihn herum. Er fiel mir förmlich in die Arme und auch gegen den stoßbereit gehaltenen Eichenpflock, der seinem untoten Dasein ein Ende bereitete und ihn von seinen Qualen erlöste.

Kate Manderston schaute zur Seite. Sie konnte einfach nicht mehr hinschauen, wie ich mir den zweiten Blutsauger vornahm. Ich hielt diesmal mein Kreuz in der Hand.

Der Vampir versuchte zu flüchten. Er rannte auf die Eingangstür zu, um sich draußen zu verbergen.

Als er die Tür aufgerissen hatte, war ich bei ihm. »So nicht«, sagte ich und preßte ihm mein Kreuz ins Gesicht.

Er schrie und wankte zurück. Ich ließ ihn nach draußen taumeln.

Dort tobte das Gewitter. Der Regen fiel in wahren Sturzbächen vom Himmel und durchnäßte den Blutsauger in Sekundenschnelle.

Ich kam mir vor wie ein Zuschauer in einem Film. Als Hintergrundkulisse dienten gewaltige Wolkenberge und fahle Blitze, als Geräuschkulisse der schmetternde Donner, der peitschende Echos über das Land trieb.

Als der Blutsauger zu Boden sackte, kam es mir vor, als wäre er vom Regen weggespült worden.

Ich schloß die Tür von innen und drehte mich um. Kate Manderston

saß auf dem Boden. Sie hatte die Beine angewinkelt. Ihre Stirn berührte beide Kniescheiben.

Neben ihr blieb ich stehen. »Es ist wieder alles in Ordnung, Kate«, sagte ich leise.

»Ja, ich weiß. Bis auf meine Großeltern. Die bringt mir keiner zurück, John, keiner.«

»Aber *Sie* leben!«

Kate hob ihren Kopf an. »Auch nur fast…«

***

Daß es in der alten Burg kein Telefon gab, ärgerte mich, war aber nicht zu ändern.

»Wie kommen wir hier weg?« fragte Kate.

»Da Sie den Wagen in den Graben gefahren haben, müssen wir es wohl oder übel zu Fuß versuchen.«

»Das wird lange dauern.«

»Ich weiß, ist aber nicht zu ändern.«

Draußen tobte noch immer das Gewitter. Donner und Blitz lösten sich in regelmäßigen Intervallen ab. Der Regen fiel wie ein dichter Vorhang vom Himmel. Die Sicht war sehr schlecht.

»Bei dem Wetter kriegt mich hier niemand raus«, sagte ich. Auch Kate war einverstanden.

Wir brauchten den Weg auch nicht zu Fuß zu gehen. Bei Einbruch der Dunkelheit bekamen wir Besuch. Commander Stratton und einige seiner Soldaten erschienen im Burghof, der von den Scheinwerfern der Wagen erleuchtet wurde.

Ich riß die Tür auf. »Commander Sie hier?«

»Ja, Mr. Sinclair.« Er und seine Leute ergriffen von der Halle Besitz. »Und? Haben Sie es geschafft?«

»Ja. Und einen Ihrer Leute können Sie gleich mitnehmen und ihn vor Gericht stellen.«

»Kelso, ich weiß.«

»Ach – Sie wissen?«

»Jetzt ja. Vorher ahnten wir es. Aber wir konnten Kelso nichts beweisen. Das haben Sie ja erledigt.« Er klopfte mir auf die Schultern.

»Haben Sie gut gemacht, Sinclair. Aber ehrlich. Gab es hier denn tatsächlich Vampire? Oder war alles nur von Kelso inszeniert?«

»Ja, Sir, es war alles nur inszeniert, und die Vampire haben wir uns eingebildet.«

Stratton lachte. Doch wenig später wurde sein Gesicht starr, als er erkannte, wie die Lösung des Falles tatsächlich aussah.

»Sinclair, ich nehme alles zurück.«

»Das ist mir egal, Sir. Ich will nur so rasch wie möglich zurück nach London, aber bitte nicht in einem Jeep…«

ENDE